

US-General George S. Patton jr. 1885-1945

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **42 (1966-1967)**

Heft 11

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-706304>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

US-General George S. Patton jr. 1885–1945



Archiv Ringier Bilderdienst, Zürich

Als am 8. November 1942 die anglo-amerikanischen Streitkräfte in Westafrika an Land gingen, befahl der 57-jährige Generalmajor George S. Patton jr. die Verbände der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dieser in Europa noch unbekannte General war ein sehr impulsiver und eigenwilliger Offizier, der sich zum Feldherrn berufen fühlte und der an seine Sendung glaubte, tief religiös war und den Gefallenen seiner Armeen nachtrauerte, eine Führerpersönlichkeit, die Ruhe und Vertrauen ausstrahlte, ein Befehlshaber, der von sich und seinen Soldaten den höchsten Einsatz forderte und sie bis zum Einsatz ihrer letzten körperlichen und seelischen Kräfte begeistern konnte, ein Soldat, dessen Menschenführungsmethoden oft von seiner Mitwelt und Umwelt nicht verstanden wurden und umstritten blieben, ein Mensch, der sich in Friedenszeiten auf seine militärische Führerrolle im Krieg vorbereitete, aber erst im Krieg und durch den Krieg in seine Rolle hineinreifte und schließlich einer der erfolgreichsten Panzerführer der Geschichte wurde.

Patton war ein unbequemer Untergebener und ein Original. «Es machte ihm Spaß, seine Zuhörer mit seltsamen Erklärungen aus dem Häuschen zu bringen; viele Leute, die ihn gut zu kennen glaubten, sahen niemals hinter die Hülle seiner schauspielerischen Allüren, in die er sich ständig und sorglich hüllte. Er war aber im Grunde ein gewitziger Haudegen, der sich immer wieder die Verehrung seiner Untergebenen zu gewinnen verstand. Von Kindesbeinen an hatte er nur den Ehrgeiz gehabt, ein erfolgreicher Feld-

herr zu werden. Deshalb las er auch mit Begeisterung Kriegsgeschichte, und seine Helden waren die großen Feldherren vergangener Zeiten. Alle Angewohnheiten und Eigenheiten, die er entwickelte, hatte er sich mit voller Absicht zugelegt. Eine seiner Posen war die des am härtesten gesottenen Burschen in der ganzen Armee. In Wirklichkeit war er so weichherzig – besonders wenn er es mit einem persönlichen Freund zu tun hatte –, daß diese Eigenschaft als sein größter Fehler gelten konnte.» (Dwight D. Eisenhower)

Auch General Omar N. Bradley, der amerikanische Heeresgruppenführer in der Endschlacht um Europa, befaßt sich im Vorwort zu dem Buch «Before the Colours Fade – Portrait of a soldier George S. Patton» mit der Persönlichkeit Pattons:

«Ein Führer, sei er Soldat oder Zivilist, muß nach seinen Erfolgen beurteilt werden. Patton war bestimmt ein erfolgreicher Führer auf dem Schlachtfeld. Er hatte einen ‚Schlachtsinn‘ – einen sechsten Sinn möchte ich es nennen –, der ihn befähigte, Situationen, die sich entwickelten, vorauszusehen und das zu veranlassen, was erforderlich war, sie zu meistern. Einige Offiziere erwähnten dies bereits bei den Manövern vor dem Zweiten Weltkrieg. Ich kann mich dafür an ein besonders augenfälliges Ereignis während des Krieges erinnern. Als Patton bei Koblenz mit drei Divisionen die Mosel überschritten hatte und im zügigen Vorgehen nach Süden war, hielt er plötzlich seine Truppen an und zog seine Verbände zusammen. Einige Offiziere des Stabes der 12. Heeresgruppe gaben ihrer Ueberraschung Ausdruck und wunderten sich, daß Patton anhielt, obwohl der Vormarsch so glatt verlief. Da ich Pattons Schlachtsinn kannte, wies ich darauf hin, daß da irgend etwas sein mußte, was George fühlte, das aber aus unseren Informationen nicht hervorging. Wirklich, am nächsten Tag wurde er von einem starken Gegenangriff getroffen, den er nur abwehren konnte, weil er seine Verbände angehalten und umgruppiert hatte. Dann setzte er seinen Vormarsch fort. Der größte Beweis, daß Patton ein echter Soldat war, war für mich die Tatsache, daß Patton, obwohl er um sechs Jahre dienstälter als ich war, und ich unter seinem Kommando in Afrika und Sizilien stand, er niemals an der Entscheidung herunkritisierte, durch die er als Befehlshaber der III. Armee meiner 12. Heeresgruppe mein Untergebener wurde. Bis zum Ende war er mir ein loyaler und aufrichtiger Freund.

George Patton war ein Mann mit vielseitigem Charakter. In erster Linie war er ein Schauspieler – beinahe jede seiner Handlungen zielte auf dramatische Wirkung ab. Selbst seine Sprache war dazu bestimmt, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Er war profan, aber auch demütig. Sein Verhalten als Kommandeur war anmaßend, aber er kniete in Demut vor seinem Gott.

Zum Beispiel sagte Patton im März 1943, am Vorabend des Angriffes gegen Gafsa, zu den Stabsoffizieren und Kommandanten des II. Korps: ‚Meine Herren, morgen greifen wir an! Siegen wir nicht, so lassen Sie niemanden lebendig zurückkommen!‘ Dann entschuldigte sich Patton, zog sich in sein Gemach zurück und betete.

Patton war sehr rauh gegen Soldaten, die sich verhältnismäßig geringer Disziplinarübertretungen schuldig gemacht hatten. Er hielt nämlich Grobheit für eine der wirksamsten Umgangsarten mit seinen Truppen. Während sich einige über seine berühmten Füllwörter, die er mit schreckerregender Originalität anzuwenden pflegte, amüsierten und schmunzelten, waren viele oft schockiert und verletzt. Ich merkte, daß es Patton einfach nicht möglich war, den Unterschied in der Erziehung und Normenwelt von Friedens- und Frontsoldaten zu erkennen.

Doch, wenn wir alle Plus- und Minuspunkte – all seine

guten Seiten und Fehler zusammenzählen — und seine Leistung betrachten, müssen wir zu dem Schluß kommen, daß Patton ein großer Führer auf dem Schlachtfeld war.» Die militärische Laufbahn Pattons war so ungewöhnlich, wie uns sein Charakter erscheinen mag. Seinen ersten militärischen Einsatz erlebte der junge Kavallerieleutnant während der amerikanisch-mexikanischen Grenzunruhen im Jahre 1916 als Adjutant General Pershings, der nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg Kommandeur des amerikanischen Expeditionskorps wurde. Seine unorthodoxen Methoden der Bekämpfung der mexikanischen Rebellen auf ihrem eigenen Gebiet und in ihrer eigenen Taktik beeindruckte und amüsierte General Pershing. Patton ging persönlich auf die Jagd nach dem Führer der Aufständischen, der flüchtig war, und stellte dabei dessen Leibwächter Colonel Julio Cardenas, der sich auf der Hazienda seines Vaters in Sicherheit wähnte. Es kam zwischen Patton und Cardena zu einem Feuergefecht, das Cardena mit seinem Leben bezahlen mußte. Für General Pershing, für den das Kriterium eines Offiziers, dessen Fähigkeit und Wille zum Kampf war, war Patton ein Kämpfer klassischer Maßstäbe. «Wir haben einen Banditen in unseren Reihen, und das ist dieser Bursche Patton! Das ist ein wirklicher Kämpfer.»

Am 26. Mai 1916 wurde Patton nach siebenjähriger Offiziersdienstzeit vom Leutnant (Second-lieutenant) zum Oberleutnant, (First-lieutenant) befördert. Dies verdankte er General Pershing, denn Beförderungsfristen vom Leutnant zum Oberleutnant bis zu 15 Jahren waren damals in den Streitkräften der Vereinigten Staaten nichts Außergewöhnliches. 1917 ging Patton als 2. Adjutant mit General Pershing, dem Befehlshaber der Expeditionstreitkräfte, auf den europäischen Kriegsschauplatz. Und damit begann eine ungewöhnliche temporäre Karriere Pattons. Von 1916 bis 1918 avancierte Patton zum Oberst und wurde dabei zu einem der ersten Panzerbrigadekommandeure der Weltgeschichte. Auch im Ersten Weltkrieg bewies Patton schon seine Qualifikation zum Panzerführer: Aktivität, persönliches Draufgängertum, beispielgebendes Führertum. Er wußte, daß Panzer nicht vom Feldherrnhügel, sondern von vorne geführt werden. Seine Führungsart bei St. Mihiel erregte das Mißfallen seines Vorgesetzten, des Generals Rockenbach. Was war geschehen? Nachdem der 33jährige Oberst Patton nach Angriffsbeginn von seinem Gefechtsstand den Angriff seiner Tanks nicht mehr überwachen und auf seine Einheiten nicht mehr einwirken konnte, hatte er sich durch Nebel, Schlamm und Morast auf den Weg nach vorne gemacht. Er traf auf Infanterieeinheiten, deren Angriff im deutschen Sperrfeuer liegengeblieben war, marschierte weiter und stieß auf einen Zug seiner Tanks, dessen Aktionsfähigkeit wegen Betriebsstoffmangels gelähmt war. Er stellte fest, daß noch einer dieser schwerfälligen stählernen Ungeheuer noch so viel Benzin in seinem Körper hatte, daß man mit ihm nach vorne fahren und ihn zur Wirkung bringen konnte.» Patton ging mit dem Tank, der ihm zum Einsatz verblieb, gegen die nächste Ortschaft vor*). — Als Patton dem Kommandanten des Tanks, den Befehl erteilte, in die Ortschaft hineinzufahren, zögerte dieser. Daraufhin kletterte der junge Oberst auf das Fahrzeug, «ritt» auf ihm in das Dorf und «ritt es» in Richtung Feind gegen Beney. Sehr bald wurde Patton der Tank als Verkehrsmittel zu langsam. Er sprang ab und ging allein und zu Fuß weiter in Richtung Feind, zur Siegfriedlinie vor. Er wollte sehen, um handeln und führen zu können! Plötzlich stellte Patton fest, daß er weit vor die alliierten

Truppen und in die deutsche «Hindenburgstellung» geraten war. Er entnahm seiner Tasche ein Fähnchen des amerikanischen Tankkorps und hisste es. Der Rückweg zu den eigenen Linien wurde für den jungen Panzerführer sehr infanteristisch und strapaziös, da er sich nur kriechend und springend dem Maschinengewehrfeuer des Gegners entziehen konnte. Als er auf fünf seiner Tanks stieß, fragte er die in Stellung liegenden Infanteristen, ob sie ihm und seinen Panzern nach Beney hinein folgen würden. Als die Männer sich ihm unterstellten, sprang Patton auf den Spitzenpanzer und fuhr gegen Beney vor. Die anderen Panzer und die Infanteristen, durch sein persönliches Beispiel ermutigt, folgten ihm. Als der Ort genommen war, machte sich Patton zu Fuß auf die Suche nach seinem anderen Bataillon, das er endlich übermüdet und hungrig in Nonsard fand. 25 seiner Panzer hatten die Ortschaft besetzt und waren wegen Betriebsstoffmangels nicht mehr fahrbereit. Trotz seiner Müdigkeit machte sich der Oberst wiederum zu Fuß auf den Weg, damit den Tanks Betriebsstoff zugeführt wurde. Zehn Kilometer marschierte Patton durch Regen, Schlamm und Dunkelheit nach rückwärts, bis er sich einen Kraftwagen greifen konnte, der ihn zum Betriebsstofflager brachte. Er organisierte den Betriebsstoffnachschub zu seinen Panzern und meldete sich dann im Hauptquartier des Tankkorps. Der Empfang war sehr frostig. General Rockenbach, der Befehlshaber des Tankkorps war über Pattons Verhalten empört.

«Was zum Teufel stellen denn Sie da an, Oberst?» fuhr Rockenbach Patton an. «Es ist nicht ihr Geschäft, den Krieg allein zu gewinnen. Ihr blödsinniger Einbruch in die deutschen Linien ist völlig unentschuldig. Ich überlege mir ernstlich, Sie ihres Kommandos zu entheben.» — Patton war wie vor den Kopf gestoßen. Er versprach, in Zukunft bei seiner Brigade zu bleiben und sich auf keine Abenteuer in den deutschen Linien einzulassen. Er bereute dabei nicht sein Verhalten, sondern war fest entschlossen, bei gegebener Situation das Gleiche zu tun.

Am 26. September 1918 bewies Patton wieder seine soldatischen Führereigenschaften. Gegen drei Uhr morgens fuhr seine Brigade in die Sturmausgangsstellung vor. Plötzlich blockierte heftiges Artilleriefeuer, das auf eine Brücke gerichtet war, ihren Weg. Patton hatte dies vorausgesehen. Er raste an die Spitze seiner Kolonnen, und während seine Fahrzeuge langsam aufschlossen, studierte er Tempo und Rhythmus des feindlichen Feuers. Dann führte er seine Panzer gruppenweise während der deutschen Feuerintervalle ohne Verluste über die Brücke. Bald ging während des Angriffes die Verbindung zwischen den Panzerformationen und der Begleitinfanterie verloren. Wiederum machte sich Patton zu Fuß auf den Weg, um durch sein persönliches Einwirken und seine beispielgebende Haltung den Angriff wieder in Fluß zu bringen.

«Gegen 9 Uhr stieß er auf die Kompanie des Captain Mathew English, die sich bis auf 300 Meter an die deutschen Stellungen herangearbeitet hatte, aber im feindlichen Maschinengewehrfeuer liegenblieb. Seine Tankbesatzungen waren bemüht, eine Bresche durch das deutsche Grabensystem zu schaffen, kamen aber nur langsam vorwärts, weil sie jedesmal in Deckung gingen, wenn ein deutsches Maschinengewehr das Feuer eröffnete. Patton rief Captain English, sprang auf die Deckung, um unter Darbietung seines Mutes und seiner Ruhe seine Männer dazu zu bewegen, das Graben einzustellen. Sie taten es wirklich. Und bald fuhr fünf seiner Panzer durch die Bresche, griffen die deutschen Maschinengewehrnester an und brachten sie zum Schweigen. Patton, der den Panzern zu Fuß folgte, rannte dabei in etwa dreihundert amerikanische Soldaten hinein, die sich ängstlich an den Hang eines Hügels kauerten, der unter schwerem Feindbeschuß

*) Das Tempo der Tanks war geringer als das eines Fußgängers, der einen Spaziergang machte!

lag. «Gottverdammte nochmal!» schrie Patton sie an, «auf was wartet ihr Männer denn!» Patton erkannte aus der Beurteilung der Lage, daß der Einbruch in die deutsche Stellung nur zu einem wirklichen Erfolg werden konnte, wenn die Infanteristen den Tanks folgten. Patton schrie nach dem Kommandanten dieser Soldaten. Aber dieser Haufen war so desorganisiert, daß niemand mit Kommandogewalt nach vorne kam. So nahm er es auf sich, das Kommando zu übernehmen und schrie laut: «Mir nach!» Die Männer reagierten nicht. Patton rief nach Freiwilligen. Fünf Männer kamen nach vorne, darunter seine eigene Gefechtsordonnanz, Sergeant Joe Angelo. «Okay, Männer», rief er seiner kleinen Gruppe zu, gerade sechs gegen die starke Grabenstellung der Deutschen auf der anderen Seite, «laßt uns gehen!» Patton führte den Angriff und ging im Geschößhagel vor. Aber als er sich nach wenigen Minuten umdrehte, sah er, daß nur Angelo ihm noch folgte. Drei der Infanteristen waren bereits gefallen, der vierte verwundet. Wenn er sich später an sein kühnes Abenteuer erinnerte, sagte er: «Während meines Vorgehens hielt ich mich für eine kleine Einzelfigur auf dem Schlachtfeld, das die ganze Zeit von einer Wolke von meinen Conföderierten, Ahnen und meinem Großvater aus Virginia beobachtet wurde.»*)

Nur dreißig Meter vor der deutschen Stellung wurde Patton verwundet und stürzte in einen Granattrichter. Sergeant Angelo leistete ihm die Erste Hilfe. Patton war davon überzeugt, sterben zu müssen, bevor ihn die Sanitäter bergen konnten. Trotzdem spielte er dem Sergeanten gegenüber den Unbekümmerten. Als die Sanitäter ihn endlich fanden und ihm mitteilten, daß seine Verwundung nicht sehr ernsthaft sei, wollte Patton sofort zu seinen Panzern gebracht werden, um sie hier gegen den Feind zu führen. Als der Arzt dies verbot, merkte er bei dem kurzen Wortwechsel, den er mit ihm hatte, daß er wirklich nicht mehr einsatzbereit war. Dennoch ließ er sich nicht sofort ins Lazarett bringen, sondern zwang den Ambulanzfahrer, ihn auf dem Gefechtsstand der 35. Division abzuliefern. Dort diktierte er einen Lagebericht. Aber diese Leistung überforderte seine psychische und physische Verfassung. Er wurde ohnmächtig und konnte es so nicht mehr verhindern, daß man ihn in ein Lazarett brachte. Damit war für den Oberst Patton der Erste Weltkrieg zu Ende. Als der Haudegen erfuhr, daß sich die Amerikaner zum Endangriff gegen die Deutschen bereitstellten, hielt es ihn nicht mehr länger im Lazarett. Er desertierte zur Front, indem er einen Mann des Schreibstubenpersonals des Lazarettes bestach und sich ein Fahrzeug beschaffte. Patton wollte dabei sein, wenn der letzte Schlag gegen die Deutschen fiel, an der Front wollte er seinen 33. Geburtstag feiern. Er fuhr durch Langres, das Hauptquartier seiner Truppen, bahnte sich den Weg durch von Truppen und Fahrzeugen überfüllten und zusammengefahrenen Straßen über Montmédy nach Verdun. An seinem 33. Geburtstag kam er in Verdun an. Es war der 11. November 1918. Der Tag des Waffenstillstands. Der Waffenstillstand kam für den 33jährigen Mann, der den Kampf für seine Berufung hielt und sich zum Feldherrn berufen fühlte, wie ein lähmender Blitzschlag aus heiterem Himmel. Die Beförderung zum Brigadegeneral konnte er sich nicht mehr zeitlich und leistungsfähig verdienen. Mit dieser Tatsache fand sich Patton noch ab, nicht aber, daß er ohne dem Orden «Distinguished Service Cross», den er sich verdient zu haben glaubte, nach den Staaten heimkehrte. Er glaubte Anspruch auf diese Auszeichnung zu haben und kämpfte für sie. Patton wollte lieber ein Leutnant mit dieser Auszeichnung als ein Gene-

ral ohne diese sein. Da sie ihm sein Vorgesetzter, der Kommandeur des amerikanischen Tankkorps, General Rockenbach, der ihm seine Eigenwilligkeit auf dem Schlachtfeld und seine Flucht aus dem Lazarett zur Front übelnahm, verweigerte, setzte Patton alle seine Freunde im Hauptquartier des Oberbefehlshabers des amerikanischen Expeditionskorps in Bewegung, um von General Pershing, seinem alten Kommandeur, diese Auszeichnung zu erhalten. Am Neujahrstag 1919 zeichnete ihn General Pershing persönlich mit diesem Orden aus. «Patton war ebenso begierig, selbst dekoriert zu werden, wie er großzügig in der Verteilung von Orden war. Der Orden war, wie er es einmal betonte, das Zeichen von Mannesmut, ein greifbares Beweisstück, daß ein Soldat seinen Sold verdient und seine Pflicht für sein Vaterland erfüllt hatte.» Fünfundzwanzig Jahre später, am 6. März 1944, gab General Patton als Befehlshaber der Dritten Amerikanischen Armee den Korps- und Divisionskommandeuren wie den Kommandanten selbständiger Einheiten in einer Weisung seine Auffassung über den Wert von Kriegsauszeichnungen bekannt:

«Auszeichnungen verfolgen den Zweck, den Kampfwert der Truppe zu steigern. Sie müssen deshalb prompt erfolgen. In jedem Stab soll ein in der Ausfertigung von Anerkennungen speziell bewandeter Offizier vorhanden sein. Schnellste Weitergabe ist zu veranlassen!»

Die Kampferfahrungen, die Patton während des Ersten Weltkrieges an der Front, und zwar in vorderster Linie, machte, wurden dem Armeekommandanten des Zweiten Weltkrieges, dem General Patton, zum Fundament und zu Quellen seines soldatischen Führertums. Der Erste Weltkrieg war zu Ende, die Menschheit träumte vom ewigen Frieden. Die Vereinigten Staaten verminderten ihre Streitkräfte auf neun Divisionen, und damit fielen viele Planstellen weg. Das Tankkorps wurde aufgelöst, und Oberst Patton war wieder Major. Er wurde wieder Kavallerist. Zwanzig Jahre vergingen, bis Patton nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges im September 1940 als «Brigadegeneral auf Zeit» zur Panzerwaffe zurückkehrte.

Zwanzig Jahre eintönigen Friedensdienstes in einer Armee, deren Soldaten unter den satten Bürgern einer Wohlstandsnation kein Ansehen besaßen und die Soldaten als Müßiggänger bezeichnet wurden. Eine Zeit, in der es Hotels und Bars gab, die «Hunden und Soldaten» den Zutritt untersagten. Obwohl Patton sehr vermögend war, blieb er seinem Beruf treu und bereitete sich systematisch auf das vor, was er für seine schicksalsmäßige Berufung hielt, auf sein soldatisches Führertum. Dies ging so weit, daß er vor einem Spiegel sein «warface — sein Kriegsgesicht» einexerzierte. Patton liebte den Krieg und verherrlichte ihn. Er konnte sich in keiner anderen Rolle als der des Soldaten vorstellen. «Er fand keinen traumatischen Konflikt, ein kriegsorientierter Soldat in einem friedliebenden Amerika zu sein.» Für ihn war der Soldat auch Bürger. Für ihn war es die vornehmste Pflicht und das höchste Recht des Bürgers, für sein Vaterland Waffen zu tragen, ein stolzes Recht, Soldat — ein guter Soldat zu sein.**)

Der Krieg in Europa und die neue Dienststellung gaben Patton einen ungeheuren Aufschwung, aber die Aufstellung und Ausbildung der Panzerbrigade führten zu erheblichen Anpassungsschwierigkeiten. Als der Oberst Patton im Ersten Weltkrieg in Frankreich seine Tankbrigade aufstellte, konnte er bei dem Novum dieser neuen Waffengattung ziemlich frei walten und schaffen. Damals war ihm zeitlich der Kontakt mit jedem einzelnen Mann möglich, er konnte

*) Ladislav Farago. Patton, Ordeal and Triumph. — Iwan Obolensky, Inc. New York.

**) Der Soldat war für Patton nicht nur ein Staatsbürger in Uniform!

alles selbst überwachen und anschaffen. Jetzt, hier auf dem Truppenübungsplatz Fort Benning, war bei einer modernen Panzerbrigade mit mehreren tausend Soldaten, Hunderten von Panzern, Halbkettenfahrzeugen, Personen- und Lastkraftwagen dieser Führungsstil unmöglich geworden. Als Kommandeur, der an die Notwendigkeit des unmittelbaren persönlichen Kontaktes zwischen soldatischem Führer und Mann glaubte, der glaubte, jedes der vielen Führungs- und Verwaltungsgebiete der Panzerbrigade «selbst reiten zu müssen», selbst alles in der Hand haben wollte, ohne Verantwortungsbereiche nach unten zu detachieren, war Patton in den ersten Wochen seiner neuen Kommandofunktion – seiner Aufgabe – nicht gewachsen. Er glaubte, selbst ausbilden, selbst führen und selbst verwalten zu müssen. Dauernd hielt der alte Kavallerist Patton seine Einheiten im Trab, überwachte ihre Ausbildung und leitete sie von seinem Befehlsfahrzeug aus, landete plötzlich mit seinem Privatflugzeug wie ein deus ex machina mitten in einer übenden Einheit oder einem Stab, «um den Soldaten zu sagen, was sie und wie sie es zu machen hatten». Patton mischte sich in alles ein, verwässerte oder liquidierte völlig die von ihm selbst erlassenen Richtlinien. Ein Patton, der mit Schwung und Energie, führungsmäßig «auf dem falschen Fuß Hurra schreiend» an seine Aufgabe ging und sich ihr unter Einsatz aller physischen und psychischen Kräfte widmete. Er hatte am Anfang nichts als Aerger. Die Panzer gehörten auf den Schrotthaufen. Und die Einstellung und Haltung der zum Wehrdienst einberufenen Bürger hätten auch jeden anderen Offizier als Patton zu Weißglut und Verzweiflung gebracht. Es war nicht mehr das Menschen-«Material» des Ersten Weltkrieges. «Es waren Burschen», wie Meyer Berger schrieb, «die betrunken oder verkatert in die Büros der Meldestellen torkelten, bei denen die Bekleidung noch naß war von den Tränen ihres Weibervolkes. Mit mürrischen Gesichtern und aufgebrochenen Füßen marschierten sie zu den Truppentransporten. Diese Menschen, aus denen Patton harte Panzermänner formen sollte, die bereit waren, den Teufel aus der Hölle zu holen, waren, wie Hanson W. Baldwin in der «New York Times» feststellte, ein bis zu einem bestimmten Grade organisierter Pöbelhaufen von uniformtragenden Zivilisten. Patton schien am Ende seiner Weisheit und seiner Karriere zu sein. Pattons Kameraden auf dem Truppenübungsplatz Fort Benning wunderten sich über sein Verhalten und führungsmäßiges Versagen, schüttelten die Köpfe und fragten einander: «Ist das wirklich der so gerühmte Patton?» Sie glaubten mitzuerleben, wie eine Legende stirbt.

Während einer Stabsoffiziersbesprechung der 2. Panzerdivision, in der alle ihre Probleme diskutiert wurden, fand Patton wieder zu sich. Patton hatte seine Zeit nicht vergeudet, während ihn seine eigenen Führungsprobleme in seinem Befehlsbereich herumtrieben und er immer wieder zur Erkenntnis gekommen war, daß er so, wie er es machte, die Situation nicht meistern konnte. Er beschäftigte sich

intensiv verstandesmäßig mit all dem, was umweltmäßig den Weg zur Erfüllung seines Auftrages blockierte, forschte nach dem «Warum» und «Wieso», erkannte dabei die Probleme, die er zu lösen hatte, sah sie klarer und kam ihrer Lösung näher. Lange hatte er der Diskussion während der Stabsbesprechung geduldig zugehört, die zu keinem Ergebnis zu führen schien. Plötzlich aber hatte er eine Eingebung. Irgend etwas, was gesagt worden war, hatte bei ihm gezündet. «Er stand auf, hielt eine zündende Rede, indem er in seiner wirkungsvollen Ausdrucksweise die Ziele der Division und der Panzerwaffe definierte. Er sagte, daß eine Panzerdivision Blut und Köpfe brauche, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden.»*) Seine Rede machte einen ungeheuren Eindruck auf die Zuhörer, wurde zum Tagesgespräch in Fort Benning und wurde von den Reportern, die von ihren Zeitungen in das Militärlager gesandt worden waren, als Sensation aufgegriffen. Sie zeichneten nicht nur die Rede auf, sondern starteten eine «Patton-Legende», indem sie berichteten, wie er durch seine hervorragende und zündende Ansprache die Männer seines Kommandobereichs für ihre Aufgabe begeisterte. Als die Rede in vollem Wortlaut gedruckt wurde, war aus seiner Forderung «Blood and Brains» der Ausdruck «Blood and Guts» geworden, der sehr doppelsinnig war, da «Guts» in der amerikanischen Sprache die Bezeichnung für Mut wie Eingeweide ist. Patton hatte an «Blood and Guts» seinem Spitznamen in der Armee trotz seiner martialischen Einstellung nie seine Freude gehabt, denn er war ein Offizier, der, obwohl er im Einsatz das Letzte von seinen Männern forderte, sich um sie sorgte und um seine Gefallenen aufrichtig trauerte.

Seit dieser Ansprache wurde Patton zu einem Magnet für Reporter, die sich in ihrer Berichterstattung rühmend mit der Persönlichkeit Pattons als Krieger, als General und als Mann befaßten. Patton mochte wohl vorher kaum gewußt haben, was Publicity für seine Karriere bedeutete, wenn, wie es in demokratischen Staatswesen immer der Fall ist, die Hure «Oeffentliche Meinung» zum Schicksal werden kann! Er hatte den Status eines Brigadegenerals, wußte, was die Rolle von diesem Status forderte und wie er sie zu spielen hatte, damit er Aufsehen erregte, um durch seine Schau in der Oeffentlichkeit zum Inbegriff des Mannes und militärischen Führers zu werden. Patton machte durch sein Verhalten die Presse zum Werkzeug seines Führertums. Die Reportagen seines Journalistengefolges förderten Pattons Prestige in der breiten Oeffentlichkeit, propagierten seine Auffassung von Mannes- und Soldatentum in der Truppe. Aus der zivilen Presse bezogen die militärisch uniformierten Bürger, die unter das Kommando Pattons gesetzlich gezwungen worden waren, unbewußt das, was für jeden – plötzlich aus seiner bürgerlichen Geborgenheit und Bequemlichkeiten herausgerissenen jungen Menschen – zu Motiven soldatischer Haltung und zum Stolz auf die Zugehörigkeit zu einer militärischen Formation führen kann. Soldatische Haltung und Integration einer Truppe sind unfehlbar. Durch die Presse waren die jungen Soldaten plötzlich im Scheinwerfer der Oeffentlichkeit. Sie fühlten sich von ihr beobachtet und überwacht. Ihre Leistung wurde gelobt, und sie waren stolz darauf, daß ihre Eltern, Bräute und Mädchen es erfahren, was ihr General von ihnen forderte und aus ihnen herausholte.

*) «blood and brains!» Schwer den richtigen Ausdruck dafür in deutscher Sprache zu finden. Wahrscheinlich gebar Patton diesen Ausdruck aus seiner kavalleristischen Vergangenheit. Er verglich wahrscheinlich unbewußt die Panzerdivision mit einem Vollblutpferd, das im Turnier von einem erfahrenen und vorausdenkenden Reiter geritten werden mußte, um erfolgreich zu sein.

Erstklassige Passphotos

Pleyer- PHOTO

Zürich Bahnhofstrasse 104

Patton wußte seine neue Situation zu nutzen. Seine Publicity gab ihm neue Kraft und neuen Schwung. Er fand plötzlich den Weg, aus seinen grünen Jungens die «gottverdammten besten Panzermänner» der Armee zu machen. Um die «alten Schlitten» bis zur Auslieferung zeitgemäßer Panzer wenigstens bedingt feldverwendungsfähig zu machen und seinen Kraftfahrzeugpark einsatzbereit zu halten, mußte Patton seine eigenen und für ihn sehr kostspieligen Wege gehen. Da Ersatzteile oft auf dem Dienstweg nicht geliefert werden konnten, kaufte sie Patton bei den Firmen und bezahlte sie aus eigener Tasche.

Auch der Führungsstil war nach dieser denkwürdigen Stabssitzung, die die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf ihn richtete, über Nacht ein anderer geworden. Patton hatte erkannt, daß eine moderne Panzerdivision zu groß war, um persönlich unmittelbar im Kontakt mit jedem einzelnen Soldaten stehen und auf ihn einwirken zu können und daß die Zeit seines «Einmann-Führertums» vorbei war. Patton hielt weiteren Kontakt mit seinen Männern, aber er hatte dafür andere Wege zu finden. Er beeinflusste seine Männer meist durch seine Stabsoffiziere und seine Kommandanten, denen er immer wieder klare und bis ins Einzelne gehende Weisungen verfaßte, während er sich das vorbehielt, was er fast mit religiösem Eifer als geistiges Führertum bezeichnete. Er konnte sich nicht länger mit seinen Menschen als Einzelpersonen befassen, da die Organisation zu groß war, jetzt konnte er nur noch mit den einzelnen Truppenteilen als Ganzem Kontakt halten. Er ließ in Benning eine Art Amphitheater errichten und versammelte dort seine Männer und hielt dort persönlich eine Reihe von zwerchfellerschütternden Unterrichtsstunden. Die Soldaten hatten ihren Spaß daran. Sie fanden sie herrlich. Seine gepfefferten Reden waren mit Ausdrücken gewürzt, die so unfein waren, daß sie die Soldaten wohl kaum von jemand gehört hatten, der im Range höher als ein Ausbildungsoffizier war. «Krieg ist ein Geschäft des Tötens», sagte er zu seinen Männern, wobei er klar die Deutschen als die Feinde bezeichnete, obwohl die Vereinigten Staaten noch Monate vor dem Krieg gegen das Dritte Reich waren. «Ihr müßt ihr Blut vergießen, oder sie werden eures vergießen. Reißt ihre Körper auf oder schießt sie in ihre Eingeweide.»*)

Patton wußte genau, wie er die jungen Soldaten, die ihren Wehrdienst als Tücke des Schicksals auffaßten, begeistern konnte und welche Methoden er anwenden mußte, um aus Bürgern in Uniform Soldaten machen zu können. Für alle möglichen Gelegenheiten diktierte er seinem Stabschreiber Ansprachen an seine Truppen, die oft so blutrünstig waren, daß sie seinem Spitznamen «Blood and Guts» in der Auslegung «Blut und Eingeweide» Ehre zu machen schienen. Er war davon überzeugt, daß seine derben und rücksichtslosen Ansprachen, die den Männern von vorneherein alles unverblümt sagten, was sie im kämpferischen Einsatz zu erwarten und zu tun hatten, erforderlich waren, um die in bürgerlicher Geborgenheit und Komfort aufgewachsenen jungen Menschen auf die Erfordernisse und Situationen des Kampfes einzustellen. Bevor er mit seinen Ansprachen «ins Volk» ging, erprobte Patton meist ihre Wirkung vor und an einigen seiner Stabsoffiziere. Bei einer dieser Gelegenheiten erklärte er seinem kleinen, plötzlich zusammenberufenen Auditorium: «Die ganze Situation ist einfach lächerlich! Sie können die Mentalität dieser Bur-schen nicht über Nacht verändern. Sie müssen aus ihren Gewohnheiten des Alltags und aus ihrer Denkungsart herauschockiert werden, in dem Ton, den sie gerade gehört haben. Hier, wo ich sagte, stoßt eure Bajonette in die

blutigen Eingeweide eurer Feinde, das ist einer meiner besten Appelle. Ich gebrauche ihn immer und immer wieder. Es ist eine rauhe Ausbildungs- und Führungsart. Aber sie wird sicher Dividende zahlen an erspartem Blut und gewonnenem Boden!»

Ebenso hart wie seine Reden waren die Ausbildungsmethoden.**) Im März 1942 wurde Patton zum Kommandeur des I. Panzerkorps ernannt, das bereits für den Einsatz in der Wüste Afrikas bestimmt war. Als Realist wollte er seine Soldaten in einem gleich teuflischen Gelände ausbilden. Er brauchte dazu eine Wüste, fand sie und legte das Ausbildungsgelände vom Flugzeug aus kartenmäßig fest, einen Raum von annähernd 600 Quadratkilometern, den größten Teil davon in Kalifornien. «Ich habe einen Teil dieses Raumes im Jeep durchfahren», erzählt uns sein Neffe Fred Ayer, «und weiß, warum er es getan hat. Obwohl die wunderschöne Oase von Palm Springs nur 96 Kilometer nördlich liegt, ist dies eine entsetzliche Landschaft. Während des Sommers ist die Hitze glühend, und man ist ihr schutzlos preisgegeben. Es gibt keinen Schatten, und es toben Sandstürme, in denen man nichts mehr sieht noch sehen kann. Regnet es heftig, so stürzen die Wassermassen alles mit sich reißend von den Bergen. Während dieser Ausbildungsperiode in der Wüste trainierte Patton sich selbst mit der gleichen unerbittlichen Härte wie seine Truppen, und als sie die Wüste verließen, waren sie zähe, ihre Körper entwässert und entfettet. Die Truppen waren soweit feldverwendungsfähig, als man es von Menschen fordern konnte, die ihre Feuertaufe noch nicht erhalten hatten.»

Patton hatte also erkannt, was die naturhaften Umwelteinwirkungen, wie Gelände und Klima, für die Kampfmoral einer Truppe bedeuten können und hatte durch seine Wüstenausbildung seine Soldaten psychisch und physisch an die naturhaften Faktoren ihres zukünftigen Kriegsschauplatzes angepaßt.

Durch die Ausbildung seiner Truppen, ihre Führung und ihre Leistung im Manöver, die Haltung seiner Männer bei Paraden hatte sich Patton vor Militär und Zivil für höhere Aufgaben qualifiziert. Am 30. Juli 1942 eröffnete General Marshall, der Oberkommandierende der Streitkräfte der Vereinigten Staaten von Amerika, dem Generalmajor Patton seine Ernennung zum Befehlshaber der für das Unternehmen «Torch» — der alliierten Landung in Westafrika — bestimmten Streitkräfte. Patton, der sich von Jugend an vom Schicksal zum soldatischen Führer auserkoren glaubte — «It is my destiny to lead» — und nun davon träumte, nicht nur Rommel endgültig besiegen, sondern persönlich im Nahkampf töten zu können, hatte sich auf den Krieg gegen die Deutschen gründlich vorbereitet. Wie Fred Ayer berichtet, sagte er im Februar 1945 zu den Stabsoffizieren seiner III. Armee: «Mein ganzes Leben lang habe ich die Deutschen studiert. Ich habe die Memoiren ihrer Generale und politischen Führer gelesen. Sogar ihre Philosophen habe ich gelesen und ihrer Musik gelauscht. Ich habe ihre verdammte Schlachten bis in die einzelnen Situationen hinein studiert. Ich weiß genau, wie sie in bestimmten Lagen reagieren. Die Deutschen dagegen haben nicht die geringste Ahnung, was ich tun werde. Darum werde ich, wenn die Tage kommen, die Hölle aus ihnen herauspeitschen!» Die Panzerführung Guderians und Rommels kluge Koordinierung von Panzer und Infanterie beeinflussten Patton weitgehend im Denken und Handeln. Auch die Tage von Fort Benning mit all ihren Prüfungen und Fehlern waren zum Lehrmeister des Befehlshabers der amerikanischen Landungstreitkräfte in Westafrika geworden. Seine Erkenntnisse gab er später als Oberbefehlshaber der Dritten

*) Ladislav Farago.

**) Siehe «Before the colors fade» von Fred Ayer. Cassell, London, 1965.

Amerikanischen Armee am 3. April 1944 vor der Invasion als Weisung an seine Truppen heraus. Hier beweist sich, daß Patton die Notwendigkeit und Möglichkeit des «mittelbaren» Führertums erkannt hatte, wenn er von den Empfängern seiner Weisung, den Korpskommandanten, den Divisionskommandanten und den Führern selbständiger Einheiten forderte:

«Die Empfänger dürfen sich nicht mit der Herstellung einer Vervielfältigung begnügen. Sie tragen die Verantwortung dafür, daß diese Weisung jedermann in ihrem Befehlsbereich in **Fleisch und Blut** übergeht.»

Aus den Punkten der Weisung, die wir hier nur auszugsweise wiedergeben können, ersehen wir, wie frontnahe Patton als Oberbefehlshaber einer Armee geblieben war und dachte. In seinen zehn Gefechtsregeln vermittelte Patton den vielen Offizieren einer Armee, die noch nie im Feuer gestanden war, kurz und bündig, Kampferfahrungen, die sie sonst sich durch das Blut ihrer Männer und den Verlust an wertvollem Material hätten erwerben müssen:

1. Es gibt keine festlegbaren Regeln für die Lösung aller taktischen Lagen.
Kommentar des Verfassers: Es gibt keine Patentlösung taktischer Lagen. Es gibt auch kein Schema für die Lösung. Man kann auch in Taktikvorschriften keine «Kochrezepte» festlegen. Jede taktische Lage ist anders. Sie ist ein Produkt vieler und vielfacher Faktoren, von Faktoren, die erkennbar und beurteilbar sind, und Faktoren, die unbekannt sind oder als unerwägbar erscheinen.
2. Es gibt aber ein taktisches Prinzip, das unabänderlich ist: Alle greifbaren Mittel so einzusetzen, daß in kürzester Zeit dem Feind ein Maximum an Vernichtung, an Toten und Verwundeten zugefügt wird. Kommentar des Verfassers: Wie Guderian sagt: Nicht kleckern, sondern klotzen. Man schlägt nicht mit der flachen Hand mit gespreizten Fingern, sondern mit der Faust zu.
3. Im Gefecht verhalten sich die Verluste proportional zur Länge der Zeit, die man sich dem feindlichen Feuer aussetzt. Das eigene Feuer setzt das feindliche mengen- und wirkungsmäßig herab, während die Schnelligkeit des Vorgehens die Zeit der feindlichen Feuereinwirkung verkürzt. Ein Tropfen Schweiß erspart zehn Tropfen Blut.
Kommentar des Verfassers: Eine blutige Binsenwahrheit! Eine Kompanie, die im Angriff vom Feuer der schweren Waffen des Feindes erfaßt wird und sich an Ort und Stelle moralisch festnageln läßt, anstatt das Feindfeuer zu unterlaufen, begeht Selbstmord. Der Gegner ist auf sie eingeschossen, er hat erkannt, daß seine Salven mitten im Ziel liegen, daß sein Feuer wirkt und sich für ihn lohnt. Er wird deshalb sein Wirkungsschießen solange fortsetzen, bis er seinen Gegner für vernichtet hält oder das «Ziel auswandert». Es kostet weniger Blut, das feindliche Sperrfeuer zu unterlaufen, als in ihm liegenzubleiben.
4. Schlachten werden gewonnen, indem man den Gegner in Schrecken versetzt. Die Ursache des Schreckens des Feindes sind Verluste an Toten und Verwundeten. Tote und Verwundungen werden durch Feuer produziert. Feuer in den Rücken des Feindes ist tödlicher und dreimal wirksamer als Feuer gegen seine Front. Um aber auf den Feind von rückwärts schießen zu können, muß man ihn durch frontales Feuer binden, um rasch seine Flanke zu umgehen. Frontalangriffe gegen ausgebaute Stellungen sollte man möglichst vermeiden. Kommentar des Verfassers: Schlachten gewinnt man, indem man den Gegner demoralisiert. Eine Truppe mit hoher Kampfmoral, kampferfahren und kampfgewohnt wie die 1. deutsche Fallschirmjägerdivision, die pol-

nische Division und die australischen Verbände am Monte Cassino lassen sich auch durch Verluste nicht in ihrer Haltung erschüttern. Psychologisches Feuer kann wirksamer sein als materielles. Feindfeuer von rückwärts, besonders während der Dunkelheit, allerdings zehrt an den Nerven jeder Truppe. Es kann Gerüchte verursachen, die zu Paniken führen können.

5. Halte den Feind durch Feuer an der Nase fest, umgehe ihn und tritt ihm schießend in den Hintern!
6. Der Schlag (gegen den Gegner) muß hart und schnell fallen...
7. Man kann nie zu stark sein...! Je größer die Streitkräfte und die Wucht, mit denen Du den Angriff führst, sei es der Einsatz von Männern, Panzern oder Munition, um so verhältnismäßig geringer werden die Verluste sein.

Kommentar des Verfassers: Jegliche Massierung von Menschen und Material auf engem Raum zum Angriff wird heute zu einem Ziel, das der Einsatz taktischer nuklearer Waffen lohnt und dazu provoziert.

8. Gib kein Gelände auf! Es kostet weniger Verluste, das zu halten, was Du einmal genommen hast, als es wieder zu nehmen.

Kommentar des Verfassers: Ein psychologisch richtiger Appell an die Kommandanten einer Armee, die in ihrem kämpferischen Potential den Deutschen materialmäßig und an der Zahl ihrer Verbände, die an irgendeinem Abschnitt der Front eingesetzt werden konnten, weit überlegen waren. Patton ist nie in die Defensive gedrängt worden.

Die Wehrmacht räumte, wenn ihr der Zeitpunkt der gegnerischen Offensive bekanntgeworden war, rechtzeitig ihre vordersten Linien, um dem massierten Trommelfeuer des Feindes die Wirkung zu nehmen. Keinesfalls dürfen Ortschaften und Geländepunkte um des Prestiges willen verteidigt werden (Verdun, Stalingrad).

Die Ernennung zum Befehlshaber des Landungskorps der Streitkräfte der Vereinigten Staaten in Nordafrika betrachtete Patton als Ruf des Schicksals, das ihn dazu bestimmt hatte, «zu führen». Er hoffte und glaubte bei diesem Unternehmen, das unter dem Decknamen «Operation Torch – Unternehmen Fackel» geplant und durchgeführt wurde, sein soldatisches Führertum unter Beweis stellen und sich dem Ruf des Schicksals folgend den Weg zum Feldherrenruhm bahnen zu können. Dieses Unternehmen wurde für Patton eine Enttäuschung. Die «Schlacht» um Marokko dauerte genau 74 Stunden, dann schlossen die französischen Streitkräfte, die bei der Landung mit Bravour Widerstand geleistet hatten, mit ihren Verbündeten des Ersten Weltkrieges Frieden. Und dies, bevor Patton als militärischer Führer zum Zuge kommen sollte. Pattons Einfluß auf seine Landungstruppen war am 8. November 1942, dem «D-day» des Unternehmens, gleich Null. Der Kreuzer «Augusta», auf dem sich Patton mit seinem Stab befand, wurde unerwarteterweise von französischen Marinestreitkräften in ein Seegefecht verwickelt. Patton mußte als Zeuge an Bord der «Augusta» eine Seeschlacht mitmachen, anstatt zu seinen Truppen an Land gehen zu können. Als er endlich am 9. November sich von der «Augusta» ausbooten lassen konnte, war die Situation für die Amerikaner nicht günstig. Sehr vorsichtig rückte die 3. Division gegen ihr Angriffsziel Casablanca vor, jeden Augenblick einen massierten Gegenangriff der französischen Garnison erwartend. Obwohl die Franzosen dies unterließen, kam dennoch der Vormarsch wie durch eine offene Schlacht zum Stehen, da die erforderlichen schweren Waffen, Fahrzeuge und Nachrichtenmittel fehlten und die meisten von ihnen deswegen nicht nachkamen, weil

die Nachschubboote am Strande unter feindlichem Störungsfeuer entladen werden mußten und die Entlademannschaften, Feindfeuer ungewohnt, mehr am Boden klebten, statt zu arbeiten. Als Patton an Land kam und dieses jämmerliche Bild sah, erkannte er, daß hier die Entscheidung über Sieg oder Niederlage in seinem Abschnitt fallen mußte. Und da offensichtlich der verantwortliche Versorgungsoffizier hier am Strande von Fedhala seiner Aufgabe nicht gewachsen war, übernahm General Patton, der Befehlshaber der amerikanischen Landungstreitkräfte, dessen Rolle und kümmerte sich persönlich um Angelegenheiten, deren Erledigung an und für sich nicht die Aufgabe eines kommandierenden Generals waren.

Patton, der uns in seinem Schrifttum sehr wenig über sein Wirken als Befehlshaber der Landungstreitkräfte in der Schlacht in Marokko hinterließ, weil es ihm ziemlich bedeutungslos erschien, hielt jedoch sein persönliches Eingreifen in die Nachschubsituation des Abschnittes Fedhala für so kampfscheidend, daß er später darüber berichtete:

«Die Situation, die wir antrafen, war sehr schlimm. Die Boote kamen an und blieben bei ihrer Entladung liegen, weil die Franzosen mit Artillerie den Landungssektor beschossen und ihre Flugzeuge sie im Tiefflug angriffen. Obwohl das Maschinengewehrfeuer der französischen Flieger, wenn immer sie angriffen, ihre Ziele beträchtlich verfehlte, so gingen dennoch die Männer jedesmal in Deckung und verzögerten so die Entladung der Schiffe, ganz besonders die Anlandbringung der Munition, die so dringend benötigt wurde, da keine 1500 Meter weiter südlich schwer gekämpft wurde. Ich blieb an Ort und Stelle und half persönlich, die Boote wieder zu Wasser zu bringen, und da ich bei Annäherung feindlicher Flugzeuge nicht in Deckung ging, habe ich wahrscheinlich weitgehend dazu beigetragen, die Männer zu beruhigen und die erste Landung zu einem Erfolg zu gestalten. Beinahe volle achtzehn Stunden hielt ich mich völlig durchnäßt an Strande auf. Es gibt Leute, die behaupten, daß sich Armeekommandanten auf so etwas nicht einlassen sollten. Meine Theorie ist es aber, daß der Befehlshaber einer Armee das tut, was zur Erfüllung seines Auftrages notwendig ist und **daß fast achtzig Prozent seiner Aufgabe darin besteht, die Kampfmoral seiner Männer zu heben.**»

Patton hatte bereits die schlachtentscheidende Wirkung des Phänomens Kampfmoral erkannt. Er wußte auch, daß ein militärischer Führer zur rechten Zeit am neuralgischen Punkt seiner Operationen sein muß, um durch beispielgebendes Verhalten und energisches Eingreifen Kampfund Arbeitspotential der Truppe voll zur Auswirkung zu bringen.

Nach der Kapitulation der französischen Streitkräfte der Regierung in Vichy war der Kampfauftrag Pattons erfüllt. Während die Westalliierten zum Angriff auf Tunesien übergingen, blieb Patton als Kommandierender General des 1. amerikanischen Korps in Marokko. Die Anwesenheit einer amerikanischen Schutzmacht in Marokko sollte Franco daran hindern, die Meerenge von Gibraltar zu schließen.

Endlich am 4. März 1943 ging der Ruf des Schicksals wieder an den Krieger Patton. Der Kommandeur des II. amerikanischen Korps, General Fredendall, hatte sich seiner Aufgabe und der Situation nicht gewachsen gezeigt, so daß der britische General Alexander, nominell der Stellvertreter Eisenhowers, seine Ablösung empfahl. General Eisenhower fuhr deswegen selbst am 4. März zum II. Korps, um die Situation zu überprüfen, und erfuhr dort von General Bradley, den er als seinen Beobachter in das Korps-hauptquartier entsandt hatte, daß die Führung sehr zu wünschen übrigließe und nach Ansicht der Divisionskom-

mandeure General Fredenhall das Vertrauen der Truppe verloren habe. Noch am gleichen Tage, um 10 Uhr nachts, erhielt der überraschte Patton in Rabat den Befehl, sich am nächsten Nachmittag auf dem Flugplatz Maison Blanche bei Algier zu melden. Er solle einen stellvertretenden Chef des Stabes und zwei oder drei Stabsoffiziere mitbringen, «vorbereitet für einen längeren Fronteinsatz». Schon bei seiner Ernennung zum Kommandierenden General des II. Korps wurde dem angriffslustigen und impulsiven Patton die Freude ziemlich versalzen. Er wurde nämlich von Eisenhower «an die Kette gelegt», indem ihm eröffnet wurde, daß es die Aufgabe des Korps sei, möglichst viel Feindkräfte zu binden, daß es Gafsa als vorgeschobenen Versorgungstützpunkt für Montgomery sichern müsse und bei einem Vorgehen gegen die Küste die Vormarschwege Montgomerys nicht kreuzen dürfe. Er selbst sei als amerikanischer Verband unmittelbar dem Oberbefehlshaber der 18. Heeresgruppe, dem General Alexander, unterstellt. Nach den Worten Eisenhowers war es Pattons Aufgabe, das müde Korps zu verjüngen und es kampffähig zu machen. Das war wieder nach Pattons Geschmack. Als ihm gar noch General Alexander anlässlich seiner Meldung offen seine Meinung über das II. Korps sagte und ihm von dem «furchtbaren Saustall» berichtete, den er dort bei einem Frontbesuch angetroffen hatte, und ihm klipp und klar erklärte, daß die Haltung der Truppe enttäuschend, die Soldaten psychisch und physisch weich und sehr grün seien, sie abgehärtet und diszipliniert werden müßten, da befand sich Patton wieder in seinem Element. Das war ja auch ein Auftrag, verantwortungsvoll und nicht risikolos, der ein Vertrauensbeweis und eine Auszeichnung war.

Pattons Eintreffen im Hauptquartier des unglücklichen II. Korps am 6. März in Djebel Kouif war, wie man es heute ausdrücken würde, eine Schau. Eine von Patton beabsichtigte Schau, die weniger seiner Eitelkeit dienen sollte, als die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um allen Offizieren und Männern des Korpsstabes von vorneherein zu verkünden, daß er, der neue Befehlshaber ihr Herr sei, daß er mit dem Schlendrian aufräumen und aus verweichlichten Staatsbürgern in militärischer Uniform Soldaten machen werde, die des amerikanischen Staatsbürgertums und der Tradition der Vereinigten Staaten würdig wären. Um 10 Uhr morgens rast eine kleine Kolonne von Panzerspähwagen und Halbkettenfahrzeugen überfallartig, staubaufwirbelnd unter dem ohrenbetäubenden Lärm von Hupen und Sirenen nach Djebel Kouif hinein. Fluchtartig verläßt die Bevölkerung die Straße. Die amerikanischen Soldaten verräumen sich vorsorglich in Hauseingänge. Im Spitzfahrzeug steht Patton wie ein Wagenlenker längst vergangener Zeiten, trägt sein «War-Face», sein vor dem Spiegel einstudiertes und eintrainiertes «Kriegsgesicht» zur Schau. Der Sturmriemen seines blankpolierten Stahlhelmes mit den zwei Sternen des Dienstgrades Generalmajor gürtet sein Kinn. Im Hauptquartier überreicht er General Fredendall den Ablösungsbefehl, übernimmt sofort das Kommando, und «nun befand sich das II. Korps ohne jegliche Vorwarnung im Auge – im Zentrum – eines Hurrikans». Ein russisches Sprichwort sagt, daß der Fisch am Kopf zu stinken beginnt. So machte Patton in seinem neuen Hauptquartier einen derartigen Wirbel und räumte mit lieb gewordenen Gewohnheiten auf, daß «die Offiziere des Korpsstabes bereits am dritten Tage kampfmüde waren – gegen Patton, aber nicht gegen die Deutschen» (Ladislav Farago). Da die Stabsoffiziere während des Einsatzes der Truppen oft zwölf und mehr Stunden arbeiten mußten, manche bis spät nach Mitternacht, und die ersten Morgenmeldungen der Divisionen über die Fronteinheiten erst gegen 10 Uhr einliefen, frühstückte man im Hauptquartier

erst um halb neun Uhr. Eine Anordnung, die sehr wohl dem Grundsatz entsprach, daß man mit den psychischen und physischen Kräften von Menschen, von denen man Höchstleistungen fordern muß, haushalten muß. Dieses Frühstück am Spätmorgen ärgerte Patton. Es war irgendwie für ihn ein Symptom von Bequemlichkeit und unsoldatisch, vielleicht sogar symptomatisch für die militärischen Fehlleistungen des ganzen Korps. Gefrühstückt wurde nunmehr im Morgengrauen, und kein Offizier wurde mehr nach 7.30 in der Messe bedient. Um den Männern des Korps zu beweisen, daß er ihr «Boss» sei und er bedingungslosen Gehorsam fordere, gab Patton einen Uniformbefehl heraus, der von Offizieren und Soldaten als kleinliche Schikanen eines verrückt gewordenen Leuteschinders empfunden und selbst von seinem Stellvertreter, General Bradley, nicht verstanden wurde. Kein Angehöriger des II. Korps durfte mehr ohne Gamaschen und ohne Krawatte herumlaufen. Der Stahlhelm — für Patton wohl das Symbol des Frontsoldatentums — war bei jeder Gelegenheit zu tragen. Niemand war von diesem Befehl ausgenommen, weder Werkstättenpersonal noch Krankenschwestern. Selbst auf der Latrine durfte der Helm nicht abgesetzt werden. Bei seinen Truppenbesuchen überzeugte sich Patton persönlich von der Durchführung seines Befehles, indem er sich die Zeit nahm, um auf die Jagd nach Uniformsündern zu gehen. Nicht einmal beim Sch... war ein Soldat vor seinem wild gewordenen Korpskommandanten sicher. Hatte er sich genug Uniformsünder gegriffen, ließ er sie, ob Offizier, Unteroffizier oder Mann antreten und erklärte ihnen: «Ich werde keinen «Sohn einer Hündin» mehr dulden, der meine Befehle nicht sofort und richtig ausführt. Zum letztenmal gebe ich Ihnen die Wahl, entweder zahlen Sie 25 Dollar Strafe oder ich stelle Sie vor das Kriegsgericht. Und das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen, daß das Kriegsgericht sich in ihrer Personalakte auswirken wird.» Die Männer zahlten und verfluchten ihren neuen Korpskommandanten. Pattons Maßnahmen, die der Kriegsberichterstatter beim II. Korps als undemokratisch und unamerikanisch bezeichnete, brachten Schwung und Disziplin in die müden Haufen einer militärischen Organisationsgruppe, die operativ als Armeekorps funktionieren sollte. Innerhalb acht Tagen hatte Patton, soweit es in der kurzen Zeitspanne möglich war, seinen Auftrag erfüllt und das Vertrauen Eisenhowers gerechtfertigt. Gerade der umstrittene Uniformbefehl mag für Patton ein Werkzeug zur Straffung der Disziplin und Stärkung seiner Autorität gewesen sein. «Jedesmal», schrieb General Bradley, der in diesen Tagen als Informant Eisenhowers und als stellvertretender Kommandierender General des II. Korps tätig war, «wenn ein Soldat sich seine Krawatte umband, seine Gamaschen zuknüpfte und seinen schweren Stahlhelm aufsetzte, erinnerte er sich sehr stark, daß Patton gekommen war, um das II. Korps zu befehligen, die Tage vor Kasserine zu Ende waren und eine neue, harte Zeit begonnen hatte... Und wenn auch Pattons Methoden wenig taten, um seine Popularität zu erhöhen, so ließen sie doch keinen Zweifel, daß er der Boss — der Chef — war.»

Ob die Methoden Pattons undemokratisch und unamerikanisch gewesen sein mochten, sie waren gezielt und hatten Erfolg. Die Disziplin war hergestellt, man fürchtete Patton und gehorchte ihm deshalb bedingungslos. Die Motive für den anscheinend so schikanösen Uniformbefehl können wir seiner vertraulichen allgemeinen Weisung Nr. 2 des Hauptquartiers der Dritten Amerikanischen Armee vom 3. April 1944 entnehmen, die sich in ihrem II. Abschnitt sehr eingehend mit dem Phänomen Disziplin befaßt. Hier sagt Patton: «Es gibt nur eine Art von Disziplin, die absolute! Disziplin beruht auf dem Stolz des Waffentragens, auf peinlicher Beachtung des Details und auf gegen-

seitiger Achtung und Vertrauen, Disziplin muß so in Fleisch und Blut übergehen, daß sie stärker als Kampfnervosität und Todesangst ist.» Mit seinen so undemokratischen und unamerikanischen Anordnungen wollte Patton die Soldaten des II. Korps zum unbedingten Gehorsam erziehen und sie daran gewöhnen, daß sie alle Befehle, ob sie ihren Inhalt verstanden oder nicht oder als Schikane oder Unsinn auffaßten, sofort und genau im Sinne des Befehlshabers ausführten. Ueber die mangelhafte Disziplin des II. Korps war Patton ja vor der Kommandoübernahme von General Alexander eingehend unterrichtet worden. Schon aus gewissen Aeüßerlichkeiten konnte Patton auf den Stand der Disziplin schließen. Eine Truppe, die sich über die Bekleidungs Vorschrift hinwegsetzt, deren Offiziere nicht in der Lage sind, die Befolgung gegebener und bindender Weisungen bei ihren Männern durchzusetzen oder gar selbst so disziplinlos sind, daß sie diese nicht beachten, ist nicht diszipliniert. Wenn also die Soldaten des Korps ohne Gamaschen und ohne Krawatte, statt des Stahlhelms auf den Köpfen das kleine gestrickte Käppchen trugen, das zur Erleichterung unter dem schweren Helm zu tragen war, so mußte dies einen erfahrenen Soldaten wie Patton alarmieren. Die Art der Bekleidung des Korps mußte für Patton symptomatisch für mangelhafte Disziplin und Kampfgeist sein. Wenn Patton befahl, daß auch das «militärische Hilfspersonal», wie die Mechaniker in den Instandsetzungswerkstätten und die Krankenschwestern in den Feldlazaretten den Stahlhelm immer zu tragen hatten, so ist dieser Befehl wohl zu begründen. Auch Werkstätten und Feldlazarette können unerwartet und plötzlich im Feuer der feindlichen Artillerie oder im Bombenhagel gegnerischer und sogar eigener Flugzeuge liegen. Ist in einer derartigen Situation der Stahlhelm nicht sofort griffbereit, so sind tödliche Kopf- oder gefährliche Hirnverletzungen oft das Resultat von Sorglosigkeit und Disziplinlosigkeit. Mit dem Befehl, daß auch die Männer der Instandsetzungsdienste während ihrer Arbeiten den schweren und oft auch arbeitsbehindernden Stahlhelm tragen mußten, wollte Patton wohl noch etwas erreichen, was in der Gegenwart für die Kampfkraft jeder Armee von entscheidender Bedeutung ist. Der unbequeme Stahlhelm, den sie zu ertragen hatten, sollte sie jederzeit daran erinnern, daß sie nicht Handwerker und Techniker in militärischer Uniform, nicht militärisch uniformierte Bürger, sondern Soldaten waren, die, wenn es notwendig war, ebenso mit der Waffe zu kämpfen hatten wie jeder Infanterist und Panzermann. Als ein Offizier Patton fragte, ob sich der Befehl des Stahlhelmtrens auch auf die Männer der Instandsetzungsdienste während ihrer Arbeit beziehe, hatte er von Patton eine nicht mißzuverstehende Antwort bekommen: «Sie haben vollkommen Recht — sie sind Soldaten, oder nicht!»

Pattons Uniformbefehl, dessen Durchführung er persönlich, wenn immer möglich, überwachte, zwang die Offiziere aller Dienstgrade nicht nur zur strikten Befolgung des Befehles — einem passiven Verhalten —, sondern auch zu sehr unbequemer und unpopulärer Aktivität. Da kein Zugkommandant sicher war, daß Patton plötzlich an seinem Lagerfeuer in der Wüste aufkreuzte und jeder Bataillonskommandant befürchten mußte, daß sein Korpskommandant ihm unerwarteterweise eine Schar von Untergebenen, ganz gleich, ob sie aus Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften zusammengegriffen war, vorstellte und an Ort und Stelle wegen Disziplinlosigkeit bestrafte und er selbst in einer Art und Form mit den vulgärsten Ausdrücken «zusammengeschissen» wurde, motivierte die Kommandanten aller Grade, die Befolgung der Weisungen Pattons und ihre Beachtung zu erzwingen und zu überwachen. Für Patton waren die Offiziere die Träger und Garanten der Disziplin,

die nur durch persönliches Vorbild und nur durch persönliches aktives Verhalten gezimmert und oft durch unpopuläre Maßnahmen erhalten und gefördert werden konnte. Er fordert immer wieder von seinen Offizieren Aktivität und beispielgebendes Führertum. Wir finden dies wieder in der Allgemeinen Weisung Nr. 2 des Hauptquartiers der Dritten Amerikanischen Armee vor der Invasion in der Normandie:

Disziplin kann man nur erreichen, wenn sich jeder Offizier seiner ungeheuren Verantwortung gegen Mannschaft und Truppe so bewußt wird, daß er keine Nachlässigkeit duldet. Offiziere, die zögern (die nicht die Kraft und den Mut haben), Mängel zu beseitigen oder Leistungen zu loben, sind im Frieden wertlos und im Kriege, weil gefährlich, fehl am Platz. Offiziere müssen sich durch Wort und Vorbild **durchsetzen**. Sie müssen in Mut, Haltung und Uniform allen vorangehen.

Und nun finden wir in dieser berühmt gewordenen Weisung an die Streitkräfte der Dritten Amerikanischen Armee vor der Invasion, die uns viel besagt, wie irgendwie untergründig gezielt und motiviert der Uniformbefehl Pattons in Tunesien sein konnte. Patton sagt in dem Subparagraphen 6/II:

«Eine der vornehmsten Aufgaben der Disziplin ist, schnelle Reaktionsfähigkeit zu wecken!»

Eine Landerweisung ist, man darf nicht auffallen und man darf sich nicht erwischen lassen. Man wird deswegen bestraft, weil man sich bei einer Disziplinlosigkeit erwischen ließ, nicht wegen der Disziplinlosigkeit! So mußte zum Beispiel ein Mann, der keine Kravatte an oder keinen Stahlhelm auf hatte, beim Auftauchen Pattons sehr rasch reagieren, um nicht aufzufallen.

Auch auf den Gruß legte Patton besonderen Wert: «Wer aus Bequemlichkeit den Gruß unterläßt, fällt leicht dem Feind zum Opfer.»*)

Daß ein höherer militärischer Vorgesetzter einer Truppe nicht in wenigen Tagen zum soldatischen Führer werden kann, noch dazu, wenn er sich unpopulär machen mußte, ist klar.***) Patton hatte ja kaum eine Woche Zeit, um die Disziplin herzustellen, und keine Zeit, sich das Vertrauen seiner Männer zu erwerben, um von ihrem Befehlshaber zum soldatischen Führer zu werden. Die Angehörigen des II. Korps scheuten und fürchteten ihn wegen seines gezielten Despotismus, waren aber ebenso wild und aufässig. Sie lachten bei seinen mit pornographischen Ausdrücken gepfefferten Reden, waren aber ebenso von ihnen angeekelt. Selbst Pattons Stellvertreter konnte sich an seine Führungsart und Persönlichkeit nicht gewöhnen. General Omar Bradley berichtet uns aus jenen Tagen vor dem Angriff gegen Gafsa:

*) Leider liegt dem Verfasser der Originaltext nicht vor und ist so auf die deutsche Übersetzung des Buches «War — as I knew it» vom Alfred Scherz Verlag Basel angewiesen. Nach Ansicht des Verfassers wollte Patton sagen «Wer aus Unaufmerksamkeit — aus Achtlosigkeit — den Gruß unterläßt, fällt leicht dem Feinde zum Opfer!» In der deutschen Wehrmacht mußte jeder höhere Dienstgrad begrüßt werden. Wer dies unterließ, wurde bestraft. Der Sinn dieser Grußpflicht ist vielfach verkannt worden. In erster Linie sollte der Soldat zur **Aufmerksamkeit** erzogen werden, dann sollte sie die **formale** Autorität aller Vorgesetzten stärken und drittens sollte sie ein Symbol der Zusammengehörigkeit sein. Das Grüßen war manchen deutschen Soldaten so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie auch in Zivil vor einem höheren Dienstgrad salutierten. Der Ausdruck militärische Ehrenbezeugung für den soldatischen Gruß entspricht in keiner Weise dem tieferen Sinn der Grußpflicht und ist psychologisch geradezu gefährlich, wie sich in Deutschland erwiesen hat.

**) Siehe Karl Ludwig von Schoenau «Kleine Truppenpsychologie», Ernst Reinhardt Verlag, München — Basel.

«In jenen Tagen fühlte ich, trotz Pattons Erfolge als Korpskommandant, daß er es nicht gelernt hatte, sich selbst zu beherrschen. Die Führungstechnik ist natürlich verschieden und wechselt mit der Persönlichkeit des Kommandeurs. Während es Männer gibt, die es vorziehen, durch Suggestion, persönliches Beispiel oder andere Methoden zu führen, zog es Patton vor, seine Untergebenen durch Schwulst und Drohungen anzutreiben. Dieses Gebaren zeitigte auffallende Erfolge. Es war aber nicht darauf berechnet, die Zuneigung von Offizieren und Mannschaften zu gewinnen.»

In den Angriffskämpfen und Abwehrgeschehen in der Zeit vom 17. März bis 8. April schlug sich das II. Korps zur Zufriedenheit seines Befehlshabers. Aus den jungen Bürgern in Uniform waren Soldaten geworden. Ihre Erfolge stärkten ihr Selbstvertrauen und machten sie stolz auf ihre Leistungen. Auch das Bild Pattons wandelte sich, als es sich heraus sprach, daß Patton sich am 6. April geweigert hatte, den Befehl des britischen Heeresgruppenkommandos, die Höhe 369 ohne Rücksicht auf Verluste zu nehmen, auszuführen. Als gar noch Patton nach der Schlacht von El Guettar in Tagesbefehlen und Anerkennungsschreiben seinen Untergebenen mitteilte, daß er stolz auf sie und mit ihren Leistungen zufrieden sei, war der Weg zum soldatischen Führer des Korps gebahnt.

Kaum fünf Wochen war Patton als Befehlshaber eines Korps in dem von ihm so ersehnten Fronteinsatz gewesen und hatte sich seiner Aufgabe gewachsen gezeigt, da erschien der Oberkommandierende der alliierten Streitkräfte in seinem Hauptquartier. Eisenhower machte dem völlig überraschten Patton den Vorschlag, daß er die Führung an seinen Stellvertreter General Bradley abgeben und sich wieder zu seinem I. Korps nach Marokko zurückbegeben solle, um an der Planung des Unternehmens «Husky», der Landung in Sizilien, weiterzuarbeiten und sie rechtzeitig fertigzustellen. Das I. Korps war bereits vor der Abkommandierung Patton zum II. Korps als Kerntuppe für die Landung in Sizilien bestimmt gewesen, Patton war der eigentliche Befehlshaber des I. Korps — es war sein Korps —, das für eine strategisch bedeutende Rolle vorgesehen war. So nahm Patton seine Ablösung als kommandierender General des II. Korps vor der Beendigung der Kämpfe in Tunesien nicht übel, zumal er nicht wissen konnte, daß diese auf Vorschlag seines Stellvertreters, General Omar Bradley, erfolgte, dem Hörsaalkameraden Eisenhowers in West Point, den Eisenhower für höhere Aufgaben vorgesehen hatte, dem er sie aber nur geben konnte, wenn Bradley sich vor dem Feinde als Korpskommandant bewährt und die öffentliche Meinung in den Staaten für sich gewonnen hatte. Eisenhower hatte die Fähigkeiten seines Hörsaalkameraden in West Point erkannt und wollte dessen Qualitäten voll in den Dienst seiner Kriegführung stellen. Sich selbst im Hintergrund haltend, förderte Eisenhower deswegen zielklar die Popularität Bradleys. Noch am Vorabend der Ablösung Pattons durch Bradley forderte Eisenhower den in den Staaten beliebten Kriegsberichterstatter Ernie Pyle auf, für Omar Bradley Propaganda zu machen: «Wenn Sie in der nächsten Zeit an der Front sind, dann gehen Sie hin und entdecken Sie Bradley!» Und der gewandte Journalist tat es und machte seine Sache sehr gründlich. Er entdeckte Bradley für die breite Öffentlichkeit der Staaten, startete eine Bradley-Legende und zimmerte in der öffentlichen Meinung der Heimat und der Front eine Art Mythos um den aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden genialen General, der mehr den Typ eines Mathematikprofessors als den eines Soldaten verkörperte.**) Pyle machte durch

**) Bradley war der Sohn eines Dorfschullehrers und einer Näherin.

seine Zeitungsartikel Bradley zum «amerikanischen Soldatengeneral», zum demokratischsten General der Vereinigten Staaten und zum Gehirn, das hinter dem amerikanischen Oberkommando stand. Bald war es so weit, daß die öffentliche Meinung Pattons Ideen und Erfolge Bradley zubuchte, und nach Beendigung der Schlacht um Sizilien war der bewußt propagierte Nimbus Bradleys unter den Soldaten der Siebten Amerikanischen Armee so groß, daß nicht mehr ihr Befehlshaber, General Patton, die Insel erobert hatte, sondern der Kommandeur seines II. Korps, General Bradley. In der Truppe ging das dumme Witzwort herum: «Patton hat deswegen die Insel in 38 Tagen erobert, weil er eine Geheimwaffe hatte — Bradley.»

Für das Unternehmen «Husky», die Landung in Sizilien, wurde das Hauptquartier des I. amerikanischen Korps, dessen Befehlshaber Patton ja war, heimlich in ein Armeekorps umgewandelt, dem am Tage der Landung in Sizilien, alle amerikanischen Streitkräfte, die für das Unternehmen «Husky»*) bestimmt waren, als 7. Amerikanische Armee unterstellt wurden. Auch General Omar N. Bradley wurde der zukünftigen Armee Patton als Kommandierender General des II. Armeekorps unterstellt. Am Spätnachmittag des 5. Juli gehen das Korpshauptquartier des II. Korps und die 45. Infanteriedivision von Oran aus in See. Kaum haben die Schiffe die Anker gelichtet, wird über die Lautsprecher den Soldaten das Marschziel bekanntgegeben: Sizilien, der Strand bei dem kleinen Fischerdorf Scoglitti. Am gleichen Tag schiffte sich auch Patton auf dem Hilfskreuzer «Monrovia», dem Flaggschiff des Admirals der «Westlichen Flottenstreitkräfte», des Admirals Hewitt ein. Nun schwammen die 80 000 Soldaten einer Armee, die offiziell nicht existierte und deren Befehlshaber bis zur Landung keinerlei Befehlsgewalt hatte, gegen den Feind. Am 9. Mai kurz vor Mitternacht zeichnete sich im Radar die Küste von Sizilien ab. Pattons Stunde stand bevor. Er versammelte die Offiziere seines Stabes auf dem Brückendeck der «Monrovia» und hielt eine kurze Ansprache: «Meine Herren, es ist nun eine Minute nach Mitternacht vom 9. auf den 10. Juli 1943. Ich habe nun die Ehre und den Vorzug, die 7. Armee der Vereinigten Staaten ins Leben zu rufen. Dies ist die erste Armee in der Geschichte, die nach Mitternacht geboren und vor Morgen grauen mit Blut getauft wird.» Als nach diesen Worten eine Ehrenwache der Marine aufzog und Patton von Admiral Hewitt eine Fahne für seine Armee feierlich überreicht wurde, kamen Patton Tränen in die Augen.

Um 2.45 wurden die ersten Einheiten der 7. Armee an Land gebracht. Obwohl vom Gegner kein Schuß fiel, scheint das Anlandgehen der amerikanischen Soldaten führungsmäßig ziemlich dramatisch gewesen zu sein. Lassen wir uns Ladislav Farago darüber berichten: «Die Soldaten, die nun in Sizilien gelandet wurden, verließen nicht aus der Hüfte feuernd die Boote**). Einige mußten fast angefleht und überredet werden, an Land zu gehen. Waren sie endlich an Land, mußte ihnen Schritt für Schritt gesagt werden, was sie machen sollten. Es war gut, daß dies Patton von Bord der «Monrovia» nicht sehen konnte. Als ein Landungsfahrzeug der (berühmten und bei der Führung wegen ihres

übertriebenen Korpsgeistes und dementsprechender Disziplinlosigkeit berüchtigten*) 1. Division am Strand aufsetzte und die Stirnrampe herunterließ, machte kein einziger Mann auch nur die geringsten Anstalten auszusteigen, um an Land zu gehen. Der Kommandeur dieser Landungsgruppe schrie die Soldaten an, daß sie aussteigen sollten. Doch keiner von ihnen bewegte sich. «Vorwärts!», brüllte der Major die Männer an. «Ihr wollt doch hier nicht getötet werden. Los jetzt, an die Küste.» Dann sprang er selbst an den Strand, ein Soldat folgte ihm, doch die anderen warteten zuerst ab, was Grant und dem Soldaten passieren würde. Und als sich nichts ereignete, folgten sie ihm. Als sie an Land waren, wußte keiner von ihnen, was er tun sollte, wo die Deutschen und die Italiener waren. Kein Schuß fiel. Es gab auch an der ganzen Küste keinen Gegner. Es schien, daß sie nicht zu tun hatten und so streunten die Männer an der Küste herum, bis Grant mit scharfer Kommandostimme befahl: «Los, hinein in Land! Vorwärts! Laufschrift!» Und so kamen sie landeinwärts, alle in einem Haufen. Der Major und sein Stellvertreter im Kommando hatten alles zu tun, indem sie kreuz und quer die Front entlangliefen, um Menschenanballungen aufzulösen und die Truppe zur Entfaltung zu bringen**).

Das beispielgebende Fühertum und die Autorität amerikanischer Kommandeure, wie Major Walter Grant, trug seine Früchte. Es sparte Zeit, gewann Boden und schonte Menschenleben. Etwa fünf Stunden nach der Landung waren die Ortschaften Gela und Licata von den Amerikanern besetzt und der Widerstand der Italiener an der ganzen Küste zusammengebrochen. Die Rangers in Gela glaubten bereits, daß die Gefahr vorüber sei, als leichte italienische Panzer nach Gela hineinrasselten und die Rangers, die keinerlei panzerbrechende Waffen besaßen, weil diese noch nicht ausgeladen waren oder am Strande herumstanden, von den Straßen in die Häuser jagten. Da die Höhenrichtwelle der Maschinengewehre der veralteten italienischen Panzer nicht ausreichte, um die Rangers in den Häusern bekämpfen zu können und der kühne italienische Panzerangriff nicht von Infanterie begleitet wurde, fühlten sich die Rangers in den Häusern sehr geborgen***). Den Kampf um Gela entschied zunächst wieder der Mut und die Initiative eines amerikanischen Kommandeurs. Als der Kommandeur der Rangers, Oberst Darby, erkannt hatte, daß seine Truppe gegen die Panzer nichts ausrichten konnte, ließ er, obwohl die Italiener da waren, jedoch keine Infanterie nachkam, die Situation nicht treiben. Er tat etwas, was er keinem seiner Offiziere zumuten wollte, indem er die schützende Deckung des Hauses seines Gefechtsstandes verließ, auf die Straße sprang und wie, als wenn die Hölle hinter ihm her wäre, zu seinem Jeep rannte, um an den Strand hinunter zu rasen und eine panzerbrechende Waffe zu organisieren. Am Strande demonitierte Oberst Darby eine Kanone von ihrer Lafette, ließ sie in sein Fahrzeug heben und fuhr mit seinem improvisierten Panzerjäger zurück nach Gela und bekämpfte persönlich die italienischen Panzer so erfolgreich, daß sie Gela räumten. Der Leidtragende dieser Panzerjagd war nach den Worten des improvisatorisch begabten und initiativen Rangerkomman-

*) Husky war der Tarnname für das Unternehmen. Nach Cassell's German and English Dictionary gibt es für Husky zwei Uebersetzungen, nämlich Eskimosprache und Eskimohund.

**) Die zwei Elemente des Angriffes sind Feuer und Bewegung oder Vorwärtsbewegung kombiniert mit Feuer, das den Gegner niederhalten und demoralisieren soll. Hier war aber gar kein Gegner und deswegen auch kein Angriff. Warum sollten die Männer ihr Pulver vergeuden?

*) Kommentierung des Verfassers.

**) Ladislav Farago.

***) Ein Panzerangriff ohne Infanteriebegleitung gegen einen nicht demoralisierten Gegner ist Wahnsinn. Ein Panzerbataillon kann keine Ortschaft erobern, weil es sie nicht vom Gegner, der sich in Häusern verborgen hält, säubern kann. Franzosen und Russen ließen sich oft nur nach kurzem Widerstand in kleinen Ortschaften von deutschen Panzern «überrollen». So mußten von deutschen Panzeereinheiten als «genommen» gemeldete Ortschaften oft von den ihnen nachfolgenden Infanterieverbänden in schweren Kämpfen erobert werden.

danten nur sein Kanonier, ein Hauptmann, den der Rückstoß bei jedem Schuß «ärschlings über den Teekessel» in den Rücksitz des Fahrzeuges boxte.

Während am D-day, ausgenommen der Abschnitt Gela, die Landeoperation und die Bildung eines Brückenkopfes ziemlich planmäßig verlaufen war, lief am nächsten Morgen die 1. Division Gefahr, von der deutschen Panzerdivision Hermann Göring völlig aufgegeben zu werden. Als Patton die «Monrovia» verließ, um sehen und sich sehen zu lassen, war er in keiner Weise über die Lage seiner 1. Division informiert. An der Küste traf er ein ziemliches Chaos an. Obwohl die Küste selbst im toten Raum des deutschen Feuers war und die Geschosse ins Wasser einschlugen, wirkten sie dennoch auf das Ausladepersonal demoralisierend. Die Männer hatte eine Art von stummer Panik ergriffen, niemand tat etwas. Hier war es wieder das unmittelbare Führtum Pattons, seine Ruhe, sein beispielhaftes Verhalten und sein persönliches Einwirken auf die Männer, durch die die Nachschubsituation der kämpfenden Truppe gemeistert wurde. Eine ganze Weile hielt sich Patton mit seinen beiden Begleitoffizieren an der Küste auf, um den kampf-ungewohnten und daher den Eindrücken des Feindfeuers nicht gewachsenen jungen Soldaten Mut zu machen, was ihnen besonders dadurch gelang, daß sie bei einem Fliegerangriff nicht in Deckung gingen. Dann machte sich Patton auf den Weg zum Kommandeur der 1. Division, General Allen. In Gela geriet Patton in einen deutschen Panzerangriff hinein, den der Kommandeur der Rangers persönlich mit einem von ihm am Tage vorher erbeuteten deutschen 7,5 cm-Panzerabwehrgeschütz bekämpfte. Und hier war es der Oberbefehlshaber der 7. Armee, der in vorderster Linie den Kampf um Gela durch seine Aufmerksamkeit und seine Initiative entschied. Er entdeckte einen Marinefähnrich mit einem Funkgerät und schrie diesem zu, daß die gottverdammte Flotte doch um Himmels willen Sperrfeuer auf die Straße legen sollte, indem er dem jungen Soldaten die deutschen Panzer zeigte, die immer näher kamen. Der Fähnrich war ein vorgeschobener Beobachter der Schiffsartillerie, und kurz darauf zerschlugen die 15-cm-Geschütze des Kreuzers «Boise» den deutschen Panzerangriff. Dann ließ Patton die an Land befindlichen Matrosen greifen und setzte sie zur Unterstützung der Verteidiger Gelas ein. Bis gegen 18 Uhr führte Patton von vorne, setzte Truppen ein und besuchte die Gefechtsstände seiner Generale, um sich persönlich über die Lage zu orientieren, wobei er zehn Kilometer zwischen den beiden Fronten durchfuhr. Patton war der Motor, der die 7. Armee vorwärtstriebe, und er trieb durch seine persönliche Aktivität und Initiative, durch seine temperamentvolle Führung und persönliches Beispiel seine Armee so rasch vorwärts, daß er den Operationsplan durcheinanderbrachte, und es zwischen Montgomery und ihm zu einer Art Kampf um die Vormarschstraßen kommen mußte. Patton war durch sein Draufgängertum dem Zeitplan weit voraus, Monty, der sich in seinen Operationen nie auf ein Risiko einließ, hinkte hinter ihm her. Am 14. Juli wurde die im zügigen Vorgehen begriffene 7. amerikanische Armee von dem Heeresgruppenkommandeur Lord Alexander angehalten und angewiesen, den rückwärtigen linken Flügel der Briten zu decken. Und auf Forderung Montgomerys wurde die für Patton bestimmte Vormarschstraße 117 der britischen Armee zugeteilt. Wieder wäre, wie in Tunesien, Patton an die Kette gelegt gewesen, wieder wäre es nur seine Aufgabe gewesen, das sehr methodische Vorgehen der Engländer zu decken, damit Montgomery den Sieg an seine Fahnen heften konnte. «Einem solchen Befehl Folge zu leisten», schreibt Patton, «hätte ich als Illoyalität gegen die amerikanische Armee empfunden. Von den Generalen Keyes, Wedemeyer und Bay unterstützt, entwarf ich den

Befehl zum Umfassungsangriff über Agrigento und Castelvetro mit Ziel Palermo. Dann flog ich mit Wedemeyer nach Afrika und legte den Entwurf Alexander vor, wobei ich erklärte, ich sei überzeugt, daß dieser Befehl seinen wahren Absichten entspräche — nicht aber bloß Defensiv meinerseits. Dann bat ich um Genehmigung des Befehls. Er gab sie, doch mit der Einschränkung, daß Agrigento nicht angegriffen werden solle, sofern es nicht mit einem Aufklärungstrupp genommen werden könne.» Diese Einschränkung mußte Patton provozieren, da Agrigento das Widerstandszentrum der Italiener im Abschnitt war, und General Lucian Truscott, der mit seiner Division vor dem Ort lag, wußte, daß der Feind viel schwächer war, als die Heeresgruppe annahm. Nachdem Patton auf seinem Gefechtsstand dem verärgerten Kommandierenden General des 2. Korps, General Bradley, die Umgruppierung der 45. Division befohlen hatte, fuhr er zu Truscott vor, der sofort Agrigento angreifen wollte und Patton beschwor, ihn dazu zu bevollmächtigen. Ladislas Farago berichtet:

«Alexanders Weisung zwang Patton, nein zu sagen, aber er sagte es mit einem Grinsen. 'Können Sie keinen Weg sehen, Lucian', schien Patton Truscott auf die richtige Fährte bringen zu wollen, um die Heeresgruppe herumzukommen?' Truscott hatte einen Vorschlag. Als er ihn vortrug, breitete sich das Grinsen Pattons immer mehr aus, bis er, nach Truscotts Worten, einen Gesichtsausdruck hatte, wie eine Katze, die einen ganzen Flug von Kanarienvögeln verschluckt hatte. 'Ohne Ihre Genehmigung können wir keinen Großangriff unternehmen', sagte Truscott, und angesichts der Weisung der Heeresgruppe können Sie, und das ist einleuchtend, die Genehmigung dazu nicht erteilen. Aber ich könnte ja aus eigener Initiative, meinen Sie nicht, eine gewaltsame Aufklärung durchführen. Dem Buch nach bedeutet 'Gewaltsame Aufklärung' eine örtlich beschränkte Angriffshandlung mit beschränkten Zielen, um eine ungewisse Situation zu klären. In diesem Falle, schlug Truscott vor, 'wird die ungewisse Situation Agrigento sein! Was sagen Sie dazu?' 'Ich sage nichts, Lucian. Gottverdammte, gar nichts!') Das war genau das, was Patton wollte. Seine Hände blieben sauber, während Truscott den Ausbruch nach Westen ermöglichte.»

Der famose General Truscott hatte seinem Armeekommandanten die Verantwortung für die Stärke des von der Heeresgruppe genehmigten Aufklärungstrupps und das Ausmaß des Unternehmens Agrigento abgenommen, war bereit, für seinen Armeekommandanten seinen «Kopf hinzuhalten», falls die Sache schief ging oder bei der Heeresgruppe ruchbar wurde. Und Patton quittierte die soldatische Größe seines Divisionskommandanten. Er nahm letzten Endes die Verantwortung doch auf sich, indem er Truscott alle ihm noch verfügbaren Verbände für das «Aufklärungsunternehmen» zuführte: Teile der 82. Luftlandedivision, zwei Rangerbataillone**) und eine Sturmabteilung der 2. Panzerdivision. Nach dem Fall von Agrigento erhielt Truscott am Morgen des 18. Juli von Patton die von Offizier und Mann den Einsatz aller physischen und psychischen Kräfte fordernde Weisung: «Ich erwarte von Ihnen, daß Sie in 5 Tagen in Palermo sind!» Nach Palermo waren es 160 km, die Straßen schlecht und das Gelände unwegsam, die feindliche Stärke und Absichten unbekannt. Für das Unternehmen Palermo improvisierte Patton aus Truscotts 3. Division, aus Ridgways 82. Luftlandedivision und Gaffey's 2. Panzerdivision ein Armeekorps unter dem Kommando Ge-

*) Es ist ein Brauchtum in der amerikanischen Armee, daß sich die Offiziere an der Front mit Vornamen anreden.

**) Ranger sind Elitetruppen der amerikanischen Armee mit sehr harter Ausbildung und Nahkampftraining.

neral Keyes, das am 19. Juli antreten und am 24. Juli in Palermo sein sollte. Am 22. Juli war Palermo in der Hand des improvisierten Korps. Die Behauptung, daß Patton als Triumphator an der Spitze seiner Truppen in Palermo einziehen wollte und deswegen die Division Truscott in den Vororten der Stadt angehalten hätte, stimmt nach Ladislas Farago nicht. Kurz vor dem Fall von Palermo hatte bei einer Lagebesprechung der Kommandeur des improvisierten Korps, Generalmajor Geoffrey Keyes*), Patton vorgeschlagen, daß Patton als erster an der Spitze seiner Truppen Palermo betreten sollte. Patton soll dieses Angebot mit den Worten abgelehnt haben: «Du nimmst sie, Geoffrey, du betriffst sie als erster, und ich nach dir!» Auch in seinem Tagebuch anerkennt Patton die Leistung seines Stellvertreters im Kommando: «Ich glaube, daß den zukünftigen Studenten der Kommandeur- und Generalstabschule die Schlacht um Palermo als Musterbeispiel für den Einsatz von Panzern gelehrt wird. Ich hielt sie soweit zurück, daß der Feind nicht darüber sprechen konnte, wo sie zum Einsatz kamen; hatte dann die Infanterie eine Frontlücke gefunden, fuhren die Panzer in großer Zahl schnell hindurch. Derartige Methoden sichern den Sieg und ersparen Verluste**), aber sie erfordern für ihre Ausführung feine Führerschaft. General Keyes erwies sich als erfahrener Führer mit großem Schwung. Der Lorbeer sollte ihm gehören.» Psychologisch war die Haltung Pattons sehr geschickt. Er anerkannte die Leistung des Generalmajors Keyes und würdigte sie dadurch, daß er den Fall Palermos nicht zur eigenen «Schau» machte. Und Patton vergab sich dabei nichts, daß er vor seinen Gegnern eine unerwartete Zurückhaltung und Bescheidenheit an den Tag legte, denn vor der Kriegsgeschichte und der Weltöffentlichkeit ist es, der mit seiner Armee in einem «Blitzunternehmen» Palermo erobert hatte. Ein «Blitzunternehmen», dessen Genehmigung Patton der Heeresgruppe abgerungen, das er geplant und operativ geführt hatte, und für dessen Gelingen er die Verantwortung trug. Lob und die öffentliche Anerkennung der Leistung sind sehr wirkungsvolle Elemente soldatischer Menschenführung. Lob befriedigt das Geltungsbedürfnis des Soldaten — der Mann sieht, daß von seiner Leistung Notiz genommen wird —, es steigert das soldatische Selbstvertrauen, stärkt also das Fundament jeder soldatischen Leistung und spornt, wenn es nicht übertrieben oder gar spekulativ aufgefaßt wird, zur Mehrleistung an. Wenn gar ein Kommandant die Charakterstärke hat, seine Vorgesetzten darauf hinzuweisen, damit es in der Armee und in der breiten Öffentlichkeit bekannt wird, daß er den Sieg der Führungsleistung einem seiner Unterführer verdankt oder daß der Erfolg ohne die Aktivität und Initiative des Unterführers gar nicht möglich gewesen wäre, so erobert er das Vertrauen seiner unmittelbaren Unterführer. Die Unterführer wissen, daß sie von ihrem Kommandanten nicht «auf dem Altar seines eigenen Ehrgeizes und seiner Karriere geopfert werden». Und dann gehen sie die Selbstlosigkeit ihres Kommandanten erkennend oder erahnend, für ihn «durchs Feuer». Die soldatische Selbstlosigkeit bahnt dem militärischen Vorgesetzten den Weg zum soldatischen Führer, Ehrsucht und Eitelkeit blockieren ihn. Patton hat dies erkannt, wenn er lehrt:

*) Generalmajor Keyes war der stellvertretende Befehlshaber der Armee Patton.

**) Aus der Taktik Pattons erkennen wir, wie wahr die spätere Aussage Pattons ist. I have studied the German all my life — Ich habe mein ganzes Leben lang die Deutschen studiert. In seiner Taktik zeichnet sich die operative Panzerkampfführung der Deutschen der Jahre 1939 bis 1942 ab.

«Generäle, die, ob verdient oder unverdient, für jeden Mißerfolg die Verantwortung auf sich nehmen und jeden Erfolg, ob verdient oder unverdient, anderen zuschieben, werden unerhörte Erfolge für sich verbuchen!»

Weder in Afrika noch in Sizilien versteht es Patton, vom Vorgesetzten zum soldatischen Führer seiner Truppen zu werden. Er treibt seine Männer nach vorwärts kraft seiner Autorität als Oberbefehlshaber der Armee und seiner Anwesenheit an den neuralgischen Punkten seiner Front. Er gewinnt nicht seine Truppen zum Angriff, er zwingt sie dazu. Aber er beweist durch seine Haltung, daß der Oberbefehlshaber einer Armee und der unbekannte Infanterist «Gleiche vor dem Feinde und vor dem Tode sind». Die Truppen haben in Sizilien ihren Oberbefehlshaber mehr gefürchtet als die Deutschen. Nach dem Fall Palermos treibt er seine Armee gegen Messina. Wo deutsche Verbände erbitterten Widerstand leisten, schiffte Patton Verbände ein, um sie im Rücken oder der Flanke des Gegners zu landen. Kein Kommandeur ist an der Front vor seinem Armeekommandanten sicher. Der verabschiedete General Jess Larson nahm hierauf als Oberst der Artillerie am Sizilienfeldzug teil. Er erzählte Fred Ayer, dem Neffen Pattons, eine Episode, die für Patton charakteristisch war. «Wir versuchten an der Nordküste Siziliens gegen Messina vorzugehen. Wir hatten nur eine Straße. Sie führte durch steppenartige Hügel, und die Deutschen hatten hier alles, was sie hatten, zusammengezogen, um uns aufzuhalten, und das war sehr viel. Ich war von der Straße, die unter mörderischem Feuer der deutschen 8,8 lag, etwa 200 Meter seitwärts in eine Schlucht gegangen und hatte eine höllische Angst. Glauben Sie mir, alles, was ich machen konnte, war das, meine Geschütze von Zeit zu Zeit einige Meter nach vorwärts zu bringen. Plötzlich sehe ich auf der Straße eine Staubwolke auf uns zukommen, und verdammt, wenn das nicht Patton in seinem offenen Befehlswagen, begleitet von seinem Stab und seinen Meldern, ist. Der Wagen hält. Patton steigt aus und schaut herum, als ob er bei einem Baseballspiel nach einem Sitzplatz suchen würde. Dann schreitet er ruhig, wie wenn er auf einem Exerzierplatz wäre, zu mir herauf, während ich in meinen durchgeschwitzten Klamotten, die ich seit elf Tagen nicht wechseln konnte, dasitze. Die hier überall in der Gegend einschlagenden Granaten scheinen Patton in keiner Weise zu beeindrucken. Dann sagt er zu mir: 'Gottverdammte, Oberst! Bewegen Sie sich, sehen Sie zu, daß Sie nachkommen! Wir haben Krieg, um zu kämpfen!' Dann geht er zu den anderen Kommandanten und verfährt mit ihnen ebenso. Ein wenig später sprach ich mit Kameraden darüber, und einer von ihnen zog das Résumé: 'Jesus Christus, dieser alte Sohn einer Hündin bringt manchem von uns den Tod!' Er tat es, aber er hielt seine Armee in Schwung.»

Patton besaß seelisch-geistige Energien, die ihm das Vermögen gaben, seinen Willen unter allen Umständen und gegen alle Widerstände durchzusetzen. Dies offenbart sich uns aus all seinen Feldzügen. Hatte Patton aus einer verstandesmäßigen oder gar rein gefühlsmäßigen Beurteilung der Lage heraus einen Entschluß gefaßt, so setzte er sich mit ihm auf Grund seiner Persönlichkeit und seiner Befehlsgewalt gegen alle noch so vernünftig erscheinenden Bedenken und Vorstellungen seiner Korps- und Divisionskommandanten durch. Während des Vorstoßes der 7. Armee gegen Messina mußten General Bradley, der Kommandant des 2. Korps, und General Truscott, der Kommandant der 3. Division, diese «Sturheit» ihres Oberbefehlshabers erleben. Für den 11. August hatte Patton eine Landung an der Nordküste Siziliens befohlen, um eine Stellung der Deutschen, die in einem Frontalangriff nur unter schweren Blutopfern zu nehmen war, von Flanke und Rücken her aus den Angeln zu heben. Da die 3. Division noch nicht

nahe genug heran war, um rechtzeitig in die Schlacht eingreifen zu können, hielten die Generale Bradley und Truscott den Termin des Unternehmens für verfrüht und dessen Durchführung daher für riskant. Nach der Ansicht beider hingen die reibungslose Durchführung und der Erfolg davon ab, daß man den Angriff um 24 Stunden verschob. Bradley wurde daher bei Patton gegen den bereits befohlenen Termin des amphibischen Unternehmens vorstellig. Patton ließ sich nicht umstimmen, und Bradley mußte sich der Befehlsgewalt seines Armeekommandanten beugen. Wütend verließ er den Armeegefechtsstand. Zwischen Patton und Truscott, die im Frieden miteinander geritten und Polo gespielt hatten, kam es wegen des Termins sogar zum Krach. Als Truscott telephonisch ganz energisch gegen die Landung am 11. August protestierte, kam nun Patton in Rage. Obwohl er bereits am Telefon keinen Widerspruch gegen seinen Befehl geduldet hatte, raste er dennoch in seinem Befehlswagen zum Gefechtsstand der 3. Infanteriedivision. Hier überfiel er Truscott, der in seinem Büro wie ein Löwe in einem Käfig hin und herging, mit der Drohung, ihn seines Kommandos zu entheben, falls er die Durchführung des Unternehmens zum befohlenen Termin vor seinem Gewissen nicht verantworten könne. Diese Drohung schien auf seinen alten Freund keinerlei Eindruck zu machen. Truscott antwortete nur, daß es Pattons Privileg sei, ihn abzulösen, wann immer er wolle. Das wollte nun Patton wirklich nicht, dafür war ihm Truscott als Freund und als bewährter Truppenführer zu wertvoll. Er versuchte nun auf andere Weise, den widerspenstigen Kommandanten der 3. Division seinem Willen gefügig zu machen, indem er an dessen Selbstbewußtsein und Ehrgefühl appellierte. In sehr ruhigem, beinahe besorgtem Ton, stellte Patton die Frage: «Was ist los mit dir, Lucian? Hast du Angst?» Durch seine Frage verärgerte Patton Truscott noch mehr, der sie als lächerlichen und beleidigenden Vorwurf auffaßte und dementsprechend scharf reagierte. So kam es zunächst zu einer äußerst harten Debatte über die Durchführbarkeit des Unternehmens zu dem von Patton befohlenen Zeitpunkt, bis plötzlich Patton durch einen spontanen Ausbruch seiner Freundschaftsgefühle für Truscott die Situation entspannte und Truscott entwarfnete. Ladislas Farago berichtet darüber: Als Patton sich weigerte, das Unternehmen zu verschieben, gab sich Truscott noch lange nicht geschlagen. Er argumentierte seine Forderung nach Verschiebung der Landung auf den 12. August damit, daß ein Engpaß den Aufmarsch seiner Artillerie behindere und dadurch eine Feuerunterstützung der Infanterie nicht möglich sei. Die Folge davon wäre, daß die Infanterie zu weit westlich sei, um in das amphibische Unternehmen eingreifen zu können.

„Wenn da ein Engpaß ist“, antwortete auf diese Einwendung Patton, „dann ist dein Platz dort und nicht bei deinem Divisionsstab. Ich möchte dich nur daran erinnern, was Friedrich der Große sagte!“ „Was sagte er denn?“, erwiderte Truscott ironisch. Patton nahm eine martialische Pose ein, die in dieser Situation ziemlich komisch wirken mußte.

„L'audace, l'audace, toujours l'audace, das ist es, was er gesagt hat, du Sohn einer Kanone!“ Pattons Gesichtszüge brachen in ein Grinsen aus. „Wollen wir etwas trinken, aber von deinem Liqueur!“

Das Unternehmen gelang zwar, lief aber in keiner Weise reibungslos ab, führte zu schweren Kämpfen und zu schweren Verlusten. Gerade dies war nicht der Sinn der amphibischen Operation gewesen. Ueber das «soldatische Führertum» Pattons in Sizilien unterrichtet uns Omar N. Bradley in „A Soldier's Story“^{*)}: «Obwohl wir auf der Straße an der

Nordküste ständig vorrückten, streifte Patton täglich an der Front herum. Das ‚Anstacheln‘ war ein Teil der Führungstechnik Pattons. Einmal gab er zu, daß seine Erfolge als Kommandeur in erster Linie daher kämen, daß er ‚der verdammte beste Arschtreter in der gesamten amerikanischen Armee‘ sei. . . . Als Kommandant der 3. Armee in Europa dagegen verdiente und erwarb sich George die Bewunderung seiner Truppen und die Zuneigung seiner Unterbefehlshaber. Das trifft aber nicht auf Patton im Mittelmeer-Krieg zu. In diesem unglücklichen Teil seiner militärischen Karriere brachte ihm sein theatralisches Gebaren viel Mißachtung ein und seine Heftigkeit verärgerte seine Kommandanten. So gerissen George als Schauspieler war, konnte er die Psychologie des Frontkämpfers nicht begreifen, der täglich in Tuchfühlung mit dem Tode steht und in einer Welt des Schreckens und der Furcht lebt. Der Frontsoldat lehnt unwillkürlich alle ab, die hinter der Front Ruhe und Sicherheit genießen können. Ein Armeekommandant ist für seine Truppen mehr als irgendeine Figur, die sich gelegentlich an der Front sehen läßt. Die Folge ist, daß das, was der Mann selbst sieht, seine Meinung beeindruckt. George irritierte die Männer, indem er den Prunk seiner Rolle übertrieb. Er reiste in einer Kolonne von Befehlswagen in Begleitung eines Haufens von schmucken Stabs-offizieren. An seinem Fahrzeug glänzten groß die Sterne und die Insignien seiner Dienststellung. Ein derartiges Auftreten machte die Truppe nicht ehrfürchtig, wie Patton vielleicht meinte. Im Gegenteil, die Staubwolken, die die Fahrzeuge der Kommandostaffel auf den Straßen verursachten, erbosten nur die Soldaten, die diesen Staub einatmen mußten. In Sizilien hatte Patton wenig Ähnlichkeit mit dem legendären Patton.»

Als Patton am 28. Juli 1944 den Oberbefehl über die 3. US Armee in Frankreich übernahm, hatte er sehr schlechte Zeiten hinter sich. Nach Abschluß des Sizilienfeldzuges mußte Patton befürchten, daß seine militärische Karriere beendet sei und er nie mehr wieder eine Armee gegen den Feind führen dürfe. Was war geschehen? Bei der Messina-Offensive hatte Patton in einem Feldlazarett einen jungen Soldaten, der an nervöser Erschöpfung litt, für einen Simulanten und Drückeberger gehalten, übel beschimpft und mit seinen Handschuhen ins Gesicht geschlagen. Diese Soldatenmißhandlung, die noch dazu die Mißhandlung eines Kranken war, wurde durch einen Kriegsberichterstatter der amerikanischen Presse bekannt und von dieser so ausgeschlachtet, daß Eisenhower zunächst einmal über die Sache Gras wachsen lassen mußte, bevor er seinen stürmischen Armeekommandanten wieder verwenden konnte. Ueber vier Monate mußte so Patton tatenlos in seinem goldenen Käfig Palermo mit seinem Schicksal hadernd herumsitzen, während auf dem italienischen Festland schwer gekämpft und man in England die Landung in der Normandie vorbereitete. Patton ist verzweifelt, er bestürmt Eisenhower mit Briefen. Endlich, Ende Januar 1944, läßt Eisenhower Patton nach England kommen und übergibt ihm das Kommando über die Dritte Armee, deren erste Teile im Antransport von den Staaten sind. Er „wäscht ihm dabei den Kopf“ und läßt einen bitteren Tropfen Wermut in den Freudenbecher Pattons fallen. Pattons neue Armee wird in Frankreich der 12. US Heeresgruppe unterstellt, deren Oberbefehlshaber General Omar N. Bradley wird, dessen Vorgesetzter Patton in Tunesien und Sizilien gewesen war. Noch ist Patton seines Kommandos aber nicht sicher. Neue Stürme brechen gegen ihn los. In Sizilien hatten ein junger Hauptmann und ein Unteroffizier deutsche Kriegsgefangene völkerrechtswidrig erschießen lassen. Patton hatte deswegen gegen sie ein Kriegsverfahren eingeleitet. Die Verteidiger wollten nun Patton zum geistigen Vater dieser Verbrechen und dafür verantwortlich machen, indem sie Auszüge aus

^{*)} Henry Holt and Company, New York, 1951.

seinen ‚gepfefferten‘ Reden vorbrachten. Bis die Anschuldigung der Verteidiger der beiden Kriegsverbrecher widerlegt sind, muß Patton wiederum befürchten, daß seine militärische Laufbahn beendet ist. Kaum nachdem ein Untersuchungsausschuß der Armee Patton von diesen Vorwürfen entlastet hatte, sieht sich nun der alte Haudegen im Mittelpunkt eines militärpolitischen Skandals. Bei der Einweihung eines Soldatenheimes hatte man Patton, der bewußt im Hintergrund der Feier bleiben wollte, zu einer Rede veranlaßt, in der er sich zu der Behauptung hinreißen ließ, daß England und Amerika dazu bestimmt seien, die Welt zu regieren. Dieser «lapsus linguae» kam durch irgendwelche Kanäle zur Kenntnis verantwortungsloser Journalisten und wurde publiziert. Nunmehr hatte Patton den Verbündeten der Westmächte, die große Sowjetunion, provoziert. Amerikanische Militärs und Politiker forderten nun von Eisenhower ‚den Kopf‘ Pattons. Schließlich und endlich überließ General Marshall Eisenhower die Entscheidung über Pattons Schicksal. Falls Eisenhower der Auffassung sei, daß Patton durch Generalleutnant Courtney H. Hodges ersetzbar sei, ohne daß der Erfolg der Invasion gefährdet wäre, sei alles gut. Wenn nicht, dann dürfe das Pentagon auf die öffentliche Meinung keine Rücksicht nehmen. Für Eisenhower bedeutete eine Ablösung Pattons den Verlust seiner Fronterfahrungen als Armeekommandant und seiner erwiesenen Fähigkeit, bei offensiven Operationen das Letzte aus den Soldaten herauszuholen. Und so entschied sich Eisenhower, trotz allem, was vorgefallen war, wiederum für Patton als Kommandanten der 3. Armee.

Kein Erlebnis geht an einem Menschen spurlos vorüber. Aus jedem Erleben geht der Mensch verändert, als ein anderer hervor. Der Weg vom Vorgesetzten, der auf Grund seiner Befehlsgewalt und seiner Persönlichkeit die Leistung seiner Untergebenen erzwingt, zum soldatischen Führer, der sich das Vertrauen seiner Männer ständig erringt und seine Soldaten zur kämpferischen Leistung gewinnt, war für Patton zu einer Art Passionsweg geworden. Patton hatte aus seinen bitteren Erfahrungen gelernt und sich geändert. Der Patton, der nunmehr die 3. Armee in Europa befehligte, war nicht mehr der alte. Er haschte nicht mehr nach billigen Effekten, hielt keine blutrünstigen, mit Zoten ausgeschmückten Reden mehr. Patton hatte gelernt, sein **Selbst** zu kommandieren und zu beherrschen. Der Ruf Pattons in der Truppe war absolut schlecht gewesen, als die amerikanischen Soldaten der neuen 3. Armee in England ausgeschifft wurden. Die Truppe fürchtete ihn. Die Männer hielten ihren neuen Armeekommandanten für einen rücksichtslosen Vorgesetzten, der über Leichen ging, um Ruhm an die Fahnen seiner Armee zu heften. Wenige Monate später war aus dem ‚Blood and Guts‘, dem ‚Blut und Eingeweide‘, für sie ein ‚Old Georgie — der alte Schorsch‘ geworden, auf den sie stolz waren. Soldaten der 3. Armee, die im Jahre 1945 nach ihrer Einheit befragt wurden, gaben stolz zur Antwort: «I am with Patton — ich bin bei Patton!» Sie fühlten sich seiner Armee zugehörig und identifizierten sich mit seinen Erfolgen und seinem Nimbus. Ein Geheimnis seiner Erfolge als soldatischer Führer hatte Patton selbst erkannt, wenn er schreibt: «Auf der gewinnenden Seite machen Soldaten gerne mit!» Auch in Frankreich führte Patton, wenn immer er konnte, vorne und von vorne. Brigadegeneral Wallace berichtet uns: «Ich glaube, daß Patton ein Mann war, der Furcht überhaupt nicht kannte. Das bedeutet nicht, daß er tollkühn war, denn er verhielt sich in der Regel genau so vorsichtig wie jeder sensible Mensch. Aber er nahm nie Rücksicht auf sich selbst und ging überall dahin, wo er seine Anwesenheit für erforderlich hielt. Fast täglich besuchte er verschiedene Frontabschnitte, mochte die Hölle oder Hochwasser kommen. Wo auch immer der Kampf am heftigsten tobte, neu angegriffen oder ein

Durchbruch versucht wurde, dort war auch der Alte. Oft war er den ganzen Tag und einen großen Teil der Nacht unterwegs, um Armeekorps und die eingesetzten Divisionen zu besuchen. Kein Wunder, daß die Männer ihn verehrten*). Anfang Oktober 1944 fuhr Brigadegeneral Wallace zur 4. Panzerdivision, die von Nancy nach Osten vorstieß, um den sich immer mehr versteifenden Widerstand zu brechen. «Die ganze Division war auf dem Marsch. Die Kampfgruppen A und B auf verschiedenen Straßen, die Reserve folgte dicht aufgeschlossen. Hauptfeldwebel Corocci, mein Fahrer, und ich hatten ein paar aufregende Stunden mit den verschiedenen Kolonnen, die sich gut einige Meilen ins Feindesland erstreckten. Einige Artilleriegefechte hatten stattgefunden, aber unsere Kolonnen blieben im Vormarsch. Ich hatte die Offiziere getroffen, mit denen ich sprechen wollte und die notwendigen Berichte für unsere G-2- und G-3-Abteilung**) erhalten, als plötzlich ein starker deutscher Gegenstoß einsetzte und wir von beiden Seiten und von vorne von 8,8-Geschützen und Granatwerfern beschossen wurden. Unsere Panzer fuhren rasch ins Gelände und gingen in Stellung. Alle anderen Fahrzeuge suchten hinter kleinen Hügeln Deckung oder suchten Schutz, wo immer sie Schutz finden konnten. Teile unserer Panzergrenadiere mußten zurückgehen. Das Gefecht dauerte etwa eine Stunde. Dann lag die ganze Straße, die wir von Nancy gekommen waren, unter Beschuß. Wen sollten wir gerade in diesem Moment erblicken, der die Straße zur Front fuhr, als den Alten selbst in Lebensgröße, aufrecht neben seinem Fahrer vorne im offenen Jeep sitzend, die drei Sterne seines Generalleutnant-Ranges an der Uniform. Hinter ihm im Wagen einer seiner Adjutanten am Maschinengewehr. Es war ein spannendes Erlebnis, wie Patton unbeirrbar durch Infanterie- und Artilleriefeuer nach vorne fuhr. Und dieser Anblick war es, der den Offizieren und Mannschaften Kraft verlieh, die mit den Deutschen tagtäglich in dieser Weise kämpfen mußten.»

Pattons Aktivität war die Energiequelle seiner Truppen, sein persönlicher Kontakt mit der Fronttruppe und sein beispielhaftes Verhalten im Feuer wurden zu Fundamenten seines soldatischen Führertums. Oberst Colman, sein Adjutant und Begleiter auf seinen Frontfahrten, bestätigt uns dies in einem Brief an Frau Colman: «Der Alte war wie ein Besessener gewesen, indem er in diesem unglaublichen Flaschenhals***) hin- und herraste, wo die Angriffsspitzen der Panzerdivisionen, gefolgt von motorisierter Infanterie, immer weiter vorstießen . . . Drängend und treibend, ermahnend und schmeichelnd, fröhlich und polternd, stand er im Zenit des Lebens. Ich bin ganz geneigt zu glauben, daß es auf dem europäischen Kriegsschauplatz auch andere Kommandeure gibt, die uns in der rein technischen Leistung gleichkommen. Ich habe aber keinen gesehen noch von einem gehört, der nur im entferntesten die gleiche unheimliche Begabung Pattons besitzt, Männer Sachen machen zu lassen, zu denen sie sich nicht fähig glauben, die sie gar nicht machen wollen und tatsächlich auch nicht machen würden, wenn sie nicht unmittelbar der Persönlichkeit, dem Genius — nennen wir es, wie wir es wollen — dieses einzigartigen Soldaten, der nicht nur sein außergewöhnliches Geschäft versteht, sondern auch liebt, ausgesetzt wären.

*) «Patton and his Third Army» von Brigadegeneral Brenton G. Wallace. — Military Service Publishing Company. Harrisburg, Pa. 1946.

**) G-2 Abteilung ist die Generalstabsabteilung für Feindaufklärung. G-3 ist die Operationsabteilung, die Einsatzabteilung.

***) Ein Bericht aus den Tagen des tollkühnen Ausbruches der 3. US Armee aus dem alliierten Normandiebrückenkopf in die Bretagne, der über den Erfolg der Invasion entschied. Montgomery hat eine derartige Operation nie riskiert.

«Eine ganze Armee», schrieb Colman, «vom Korpskommandanten bis zum letzten Schützen, wird durch die Dynamik eines Mannes mit Energie geladen und angetrieben.»

Patton hatte aus seinem intensiven Studium der Kriegsgeschichte und aus seinen Fronterfahrungen gelernt, daß sich ein Kommandant nicht von der Situation treiben oder eine Situation treiben lassen darf, ja daß man seines Führungsauftrages nur würdig ist und ihm gerecht werden kann, wenn man unter dem aktiven Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit Situationen ändert oder neue Situationen schafft. Patton sah, beurteilte die Situation und handelte sofort. Als in Avranches Panzer und Infanterie sich auf der von Fahrzeugen überfüllten Hauptstraße vorarbeiten mußten, spielte Patton persönlich über eine Stunde Verkehrsschutzmann, indem er mitten auf einem Platz, von einem Podest aus, den Verkehr seiner Kolonnen lenkte und wieder in Fluß brachte. Oestlich Avranches stieß Patton auf die Marschkolonne der 90. Infanteriedivision, die auf ihn einen sehr schlechten Eindruck machte. Hier schien ihm irgend etwas nicht in Ordnung zu sein. Die Männer waren dreckig, ihre Disziplin schien schlecht zu sein. Patton sprang aus seinem Fahrzeug und marschierte zu Fuß in der Kolonne mit, indem er immer wieder einzelne Soldaten ansprach und sich mit ihnen unterhielt. Er kam zu dem Ergebnis, daß diese Division gar nicht so schlecht war wie ihr Eindruck. «Diese Burschen sind in Ordnung», erklärte Patton seinem Adjutanten, «aber ihre körperliche Verfassung ist schlecht, und sie werden schlecht geführt.» Am nächsten Tag hatte die Division einen neuen Kommandeur, unter dessen Führung sie zu einer der besten und stolzesten Divisionen der Armee wurde*).

Sehr bald hatte es sich auch in der 3. Armee herumgesprochen, daß Patton sofort jeden Kommandanten ablösen ließ, wenn er den Eindruck hatte, daß die Verluste in einem Mißverhältnis zum Erfolg standen. Seine Männer erfuhren es auch, daß er jeden Offizier nach Hause schickte, der sich nicht um seine Männer und für seine Männer sorgte, der sich nicht voll dafür einsetzte, daß seine Einheit die bestmögliche Verpflegung, Ausrüstung und Bekleidung bekam, und seinen Männern an der Front jeglichen Komfort verschaffte, den die Situation zuließ und aus ihr herausgeholt werden konnte. Hierdurch gewann Patton das Vertrauen der Fronttruppe. Offizier und Mann wußten, daß «der Alte» an Leben und Gesundheit jedes einzelnen seiner Soldaten interessiert war und keinen von ihnen auf dem Altar des Ehrgeizes, der Unfähigkeit und des persönlichen Pechs eines Kommandanten zu opfern bereit war. Dieses Vertrauen nach oben wurde zu einem mächtigen Leistungsfaktor der 3. Armee.

Patton wußte auch, daß Kampfgewohntheit und Kampferfahrung sehr wesentliche Elemente der Kampfmoral der Truppe sind und sich die Kampfmoral aus kämpferischen Erfolgen aufbaut. Brigadegeneral Brenton G. Wallace berichtet:

«Wenn in der 3. Armee eine neue Einheit ohne jegliche

Kampferfahrung zu ihrem ersten Einsatz kam, verwendete sie General Patton nicht, wie es erforderlich erschien, in einem ruhigen Abschnitt, die bei der 3. Armee sehr selten waren, sondern an einer Front, wo sie zwischen zwei kampferprobten Einheiten ihren Platz einnehmen konnte. Und er setzte sie, wenn möglich, dort ein, wo wir gerade am Gewinnen waren und gegen den Feind vorstießen. Er wünschte, daß die jungen Soldaten den Hauch des Sieges kosteten und Selbstvertrauen gewannen. Und wenn er eine junge Truppe um ersten Mal in der vordersten Linie einsetzte, so hatte er dicht hinter ihr einen frontbewährten Verband in Reserve, die im Falle eines bedrohlichen deutschen Gegenstoßes helfend eingreifen konnte. Den ersten Fronteinsatz einer Division oder einer Einheit nannte man ‚eine blutige Nase holen‘. Einige Männer fielen, andere wurden verwundet, aber so wenig als möglich, und die ganze Einheit machte ihre ersten Erfahrungen auf dem Schlachtfeld, gewann Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit und das Gefühl, siegreich zu sein!«*)

Patton hielt seine Truppen in Bewegung, nach vorwärts. Bei Regen, Schnee und Frost marschierten seine Kolonnen und griffen seine Männer durch Schlamm und Morast unverdrossen an. Die gute Stimmung der Truppe unter dem Einfluß der furchtbaren Wetter- und Geländebedingungen konnte sich Brigadegeneral Wallace nicht erklären. Nach einem Besuch der Mosel-Saarfront im November 1944 richtete er deswegen die Frage an den stellvertretenden Stabschef der 3. Armee: «Paul, in des Teufels Namen möchte ich wissen, wie können sich die Männer bei einem derartigen entsetzlichen Winterwetter nur ihre gute Stimmung erhalten?» Die Antwort beleuchtet Taktik und Technik militärischer Menschenführung im Kriege. «Gut, der ‚Alte‘ weiß, daß die Männer, solange sie gewinnen und sich nach vorwärts bewegen, glücklich sind und daß ihre Kampfmoral hoch sein wird. Das ist der Grund dafür, daß er will, daß die Truppe den ganzen Winter hindurch in Bewegung bleibt und siegt!»**)

Patton hielt seine Truppen in Bewegung und am Feind. Er gewann seine Truppen durch persönliches Beispiel, durch sein Können und die Erfolge der 3. Armee zur Leistung. Offiziere und Mannschaften hielten sich der ruhmreichen Armee für zugehörig und für ihre Leistung verantwortlich. Sie waren stolz auf «Old Georgie» und waren mit ihm und für ihn. Damit war Patton vom militärischen Vorgesetzten zum soldatischen Führer geworden. Sein Wunsch, in der letzten Schlacht durch die letzte Kugel zu sterben, ging nicht in Erfüllung. Am 9. Dezember 1945 stieß auf der Autobahn Frankfurt–Mannheim sein Stabswagen mit einem amerikanischen Lastkraftwagen zusammen. Patton erlitt dabei so schwere Verletzungen, daß er am 21. Dezember starb. Der Tod, der große und mitleidige Freund der Soldaten, hat Patton davor bewahrt, den Rest seines Lebens gelähmt im Rollstuhl verbringen zu müssen. Er kehrte nicht in sein Vaterland zurück. Seine letzte Ruhestätte ist der Soldatenfriedhof seiner Armee in Hamm in Luxemburg.

*) Ladislav Farago «Patton, Ordeal and Triumph».

*) Brig.Gen. Brenton G. Wallace «Patton and his third Army. – Military Service Publishing Company, Harrisburg, Pa.

**) Brenton G. Wallace «Patton and his third Army».

Es sind die unbekannten Führer, die untersten Grade, die letzten Endes das Wesentliche dazu beitragen einen Krieg zu gewinnen.

General Patton